

Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter
Dr. phil. Franz Geueke

der Rheinischen Volkszeitung

Rotationsdruck und Verlag von
Hermann Rauch, Wiesbaden.

Nummer 25

Sonntag, den 21. Juni 1914

32. Jahrgang

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 21. Juni. Aloysius, Alban
Montag, 22. Paulinus
Dienstag, 23. Edeltrud
Mittwoch, 24. Joh. d. Täufer

Donnerstag, 25. Wilh. Adelsb.
Freitag, 26. Joh. u. Paul
Samstag, 27. Gregenz

Nachdruck verb.

Dritter Sonntag nach Pfingsten

Evangelium des hl. Lukas 15, 1—10 (Vom verlorenen Schafe.)

In jener Zeit nahen sich Jesus die Zöllner und Sünder, um ihn zu hören. Da murkten die Pharisäer und Schriftgelehrten und sprachen: Dieser nimmt sich der Sünder an und isst mit ihnen. Er aber sagte zu ihnen dieses Gleichnis und sprach: Wer von euch, der hundert Schafe hat und eines davon verliert, läßt nicht die neunundneunzig in der Wüste und geht dem verlorenen nach, bis er es findet? Und hat er es gefunden, so legt er es mit Freuden auf seine Schultern, und wenn er nach Hause kommt, so ruft er seine Freunde und Nachbarn zusammen und spricht zu ihnen: Freuet euch mit mir; denn ich habe mein Schaf gefunden, das verloren war. Ich sage euch, ebenso wird auch im Himmel Freude sein über einen Sünder, der Buße tut, mehr als über neunundneunzig Gerechte, welche der Buße nicht bedürfen. Oder welches Weib, die zehn Drachmen hat, zündet nicht, wenn sie eine Drachme verliert, ein Licht an, und sucht das Haus aus, und sucht genau nach, bis sie dieselbe findet? Und wenn sie dieselbe gefunden hat, ruft sie ihre Freundinnen und Nachbarinnen zusammen und spricht: Freuet euch mit mir; denn ich habe die Drachme gefunden, die ich verloren hatte. Ebenso, sage ich euch, wird Freude bei den Engeln Gottes sein über einen einzigen Sünder, welcher Buße tut.

✱

„Da murkten die Pharisäer und Schriftgelehrten und sprachen: Er nimmt sich der Sünder an und isst mit ihnen.“ — Wann und wo wären auch die Pharisäer einmal mit dem göttlichen Heiland zufrieden gewesen? Sie standen ja stets im Gegensatz zu ihm und, wenn sie es auch seltener wagten, ihm offen entgegenzutreten, so versuchten sie ihr Glück umso öfter mit heimlicher Verhörung und stiller Minenarbeit. Waffenstillstand gab's fast nie. Darum überrascht es uns auch nicht, daß sie jetzt wider ihn murkten, ihr ganzes Sinnen und Trachten stand eben darauf, etwas Tadelnswertes an ihm zu entdecken.

Aber wenn man diese böswillige Absicht der Pharisäer aus dem Spiele läßt und nur die Sache selbst betrachtet, — ist es dann nicht wirklich ein befremdender Anblick: der Heiland inmitten von Zöllnern und offenkundigen Sündern! Was tut der Gerechte in solcher Gesellschaft, wie kommt der Sohn Davids unter die Zöllner, die Ausfänger des davidischen Volkes? Ist das ein Ort für den vom Volke geehrten und geliebten Lehrer; ist das der rechte Verkehr für den, der es als seine Aufgabe bezeichnete, sein Volk auf die Bahn der Tugend zu führen! Haben die Pharisäer nicht recht? Und wie stimmt das zu seiner eignen Rede, daß er gekommen sei, nicht das Gesetz aufzuheben, sondern es vollkommener zu erfüllen, als es seither geschehen, wie stimmt sein Verhalten zu den Stellen des Alten Testaments, die vor dem Verkehr mit Sündern und Gottlosen warnen, ja ihn sogar verbieten! Stellen, wie „den Gerechten ist der gottlose Mann ein Greuel“ (Sir. 29, 27) u. v. a. War da nicht Tobias vollkommener, der (Tob. 3, 17) von sich sagen durfte: „Niemand habe ich mich unter Frivole gemischt, noch zu denen mich gesellt, die in Leichtfertigkeit wandeln!“ Haben also die Pharisäer in der Sache unrecht?

Der Heiland selbst sagt das nicht; er behandelt sie hier sogar viel glimpflicher als anderswo. Bei anderen Gelegenheiten nannte er sie Heuchler, Wölfe in Schafsfleibern, hier aber erlaubt er ihnen ruhig, weshalb er mit den Sündern verkehre. Im allgemeinen also haben sie recht, wenn sie fordern, daß man sich von Sündern zurückhalte. Aber es gibt auch Fälle, wo der Verkehr mit Sündern erlaubt, ja ein verdienstvolles Werk ist, wenn man nämlich, wie Jesus, die Aufgabe und Absicht hat, die Sünder zu gewinnen. Damit haben wir die Grundlage, die uns beim Umgang leiten müssen.

Den Hauptatz gibt uns schon Sirach 9, 18 an: „Salte dich von einem Menschen fern, der Macht zu töten hat, so wirst du von der Furcht des Todes frei sein.“ Das gilt für den Tod des Leibes und vor allem für den der Seele. Das sagt uns auch der Heiland (Matth. 10, 28): „Fürchte denjenigen, der Leib und Seele ins Verderben der Hölle führen kann.“ Wohl trifft dies

in erster Linie den Satan, aber sind gottlose Menschen nicht Genossen und Helfer des Satans! Der Prophet Jeremias rief aus (Jer. 51, 6): „Fliehet aus Babylon, und ein jeglicher rette sein Leben!“ und ganz ähnlich Isaias (52, 11): „Weichet, weichet, ziehet aus von da, rühret nichts Unreines an, ziehet aus von da, reinigt euch, die ihr des Herrn Gefäße traget!“ Daß dies auch für das Neue Testament Geltung behalten, zeigt der hl. Paulus, wo er (2. Cor 6, 17) diese Stelle aufnimmt.

Warum nun diese eindringliche Mahnung? — Weil es fast unmöglich ist, Verkehr mit Sündern zu pflegen, und selbst unberührt, gewissenhaft und Gott treu zu bleiben. Die besten Vorsätze sind da nicht imstande, uns zu behüten. Das erste Beispiel dafür bieten unsere Stammeltern. Hätte wohl Eva gekündigt, wenn sie sich nicht in den Bann des Versuchers begeben; und wäre Adam nicht sündenfrei geblieben, hätte ihn nicht die Rücksicht auf Eva zum Nachgeben bewogen! Die ersten Menschen hatten größere Einsicht, stärkeren Willen als wir, und doch verfielen sie der List und den Ränken des Verführers!

Ja, selbst die, welche dem Heiland denkbar nahe standen, belehrt waren durch seinen Mund, gestärkt durch seine Gnade, hielten in der Gesellschaft der Bösen nicht stand: In den Tod wollte Petrus für seinen Meister gehen, solange er bei ihm war — und es war ihm ernst damit, das bewies sein mannhaftes Auftreten bei Jesu Gefangennahme auf dem Ölberg — schmachlich verleugnet aber hat er ihn, da er nur kurze Zeit im Vorhofe im Kreise der Gegner gefesselt.

Also sollen wir die Sünder meiden und fliehen? — Gewiß sollen wir das, Gott selbst hat es ja faktisch gutgeheißen, da er dem israelitischen Volke Gesetze gab, die es streng von allen anderen Völkern schieben.

Aber wie verträgt sich dies mit der allumfassenden Nächstenliebe, die uns das Christentum auf Schritt und Tritt einschärft? — Gerade, denn es heißt: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst“; es heißt nicht, du sollst ihn mehr lieben als dich selbst. Wir sind also nicht verpflichtet, uns des Nächsten anzunehmen, wenn wir uns dabei für ewig ruinieren. Was sollte übrigens unser Verkehr dem Nächsten nützen, wenn er uns selbst unwiderrücklichen Schaden bringt? Würde damit nicht seine Verantwortung nur noch vergrößert? In den meisten Fällen aber kann uns solcher Verkehr nicht nur schaden, sondern er wird und muß es sogar, zumal denen, die auf ihre eigene Kraft bauen und vertrauen. Ein wahres Sprichwort lautet: „Der beste Schwimmer ertrinkt im Wasser, der beste Steiger bricht sich Hals und Bein, der beste Fechter bleibt im Kampfe“, und was dem starken Samson begegnete, wird bei Schwächern noch viel eher geschehen. Das Unglück wird dadurch nicht gemindert, daß der Mensch anfangs nicht merkt, wie es mit ihm abwärts geht; auch von Samson heißt es, „er wußte nicht, daß der Herr von ihm gewichen war“. Und wenn ein Gottesmann wie David durch eine unbewachte Stunde zum Ehebrecher ward, wer möchte dann die vermessene Probe wagen, ob er nicht stärker sei!

Gewiß, man braucht nicht unbedingt zu fallen, wenn man neben Sündern und Gottlosen lebt. Das beweist das Leben so mancher Heiligen, das bestätigen die von den Sarazenen gefangenen Christen, welche inmitten der Ungläubigen ihren Glauben standhaft bewahrten und ein musterhaftes Leben führten. Aber wie viele sind wie diese Heiligen, von diesem Glaubensmut und dieser Liebesglut! Und gerade die, welche ohne Not solchen Verkehr suchen, zeigen damit, daß sie dem „Rate der Gottlosen“ innerlich schon nicht mehr fernstehen. Der Mensch mußte nicht fallen, aber er wird es in den meisten Fällen. Da ist eine Episode sehr lehrreich, die der hl. Athanasius aus dem Leben des hl. Einsiedlers Antonius erzählt. Der Teufel sei dem Heiligen eines Tages erschienen und habe sich beschwert, daß man ihn mit solcher Feindschaft verfolge. Und seine Verteidigungsrede habe er mit den Worten geschlossen: „Ich bin es nicht, der die Sünden der Menschen hervorbringt, da ich gegen jene, welche nicht wollen, nichts vermag. Sie selbst sind es, die sich verderben, da sie meinen Einflüsterungen Gehör geben, einander wechselseitig verführen...“ und so sollen sie ihrer Sünden wegen sich selbst anklagen, nicht mich!

Für den Verkehr mit glaubens- und sittenlosen Menschen gilt das Wort des hl. Philipp Neri voll und ganz, daß der Sieg nur durch die Flucht errungen werde. Aber selbst wenn wir dadurch nicht zu Schaden kämen, müßten wir ihn meiden, weil

er uns auf keinen Fall nützen kann. Auch darauf müssen wir ja sehen; denn nicht stehen bleiben dürfen wir auf dem Wege zur Vollkommenheit, sondern vorwärtsschreiten müssen wir, und wahrlich, wir haben noch einen weiten Weg, hoch liegt der Berg des himmlischen Zion und tief das Erdental, da heißt es rüstig steigen, damit wir nicht schon unterwegs von unserer Lebensabend überrascht werden und vor dem Ziele ermatten und erliegen. Wo nun erfahren wir die uns allen notwendige Förderung? Wiederum belehrt uns Sirach (37,15 f.): „Halte dich beständig an einen heiligen Mann, von dem du weißt, daß er von Gottesfurcht erfüllt ist und eine Gesinnung mit dir hat und, wenn du im Finstern strauchelst, mit dir trauert.“ Es würde also nicht einmal genügen, wenn wir schädlichen Verkehr meiden, wir müssen fördernden suchen, und zwar muß die Gleichheit gottesfürchtiger Gesinnung der Maßstab für die Wahl unseres Verkehrs und Umgangs bilden. „Jedes Geschöpf hält sich gern zu seinesgleichen, und auch jeder Mensch geselle sich zu seinesgleichen“ (Sirach 13, 20). Nun werden wir verstehen, warum der hl. Vater Vereinigungen, in denen sich religiös Gleichgesinnte zusammensuchen, bevorzugt, wenn er auch nicht verkennet, daß mancherorts die Verhältnisse den Zusammenschluß religiös Verschiedenartiger auf anderer Grundlage gebieten. Nun werden wir auch verstehen, warum die Kirche auf der gleichen Forderung besteht, wenn es sich um das innigste Freundschaftsverhältnis handelt, den Ehebund. Auch hier fordert sie von beiden Teilen nicht nur den christlichen Glauben, sondern das gleiche religiöse Bekenntnis. Nur dann gestattet sie Mischehen, wenn die Religionsübung des katholischen Teiles und die katholische Kindererziehung sicher gestellt sind. Aber auch dann heißt sie solche Ehe noch nicht gut, noch weniger lobt sie sie, sondern sie duldet sie nur, und zwar aus der einfachen Erwägung heraus, daß der katholische Teil, auch wenn er in seinem religiösen Leben nicht behindert wird, so doch ganz sicher auch nicht die gerade hier so notwendige Förderung erfährt.

Daß vollends die Kirche Mischehen mit aller Kraft entgegenwirkt, in denen der katholische Teil von vornherein auf katholische Erziehung und Kindererziehung verzichtet, kann nur der bemerken, der ihre Sorge um die Seelen nicht verstehen will. Da tut sie übrigens das gleiche, was ihre Gegner in verächtlichster Weise tun. So wurde von dem protestantischen Presbyterium in Koblenz an Brautleute, die eine Mischehe zu schließen beabsichtigten, ein Schreiben verfaßt, das an die Paragraphen des (protest.) Kirchengesetzes erinnerte, die bestimmen: „Paragraph 6: Ein Kirchenglied, das sich verpflichtet, seine sämtlichen Kinder einer nichtevangelischen Kirchengemeinschaft zu überlassen, ist der Fähigkeit, ein kirchliches Amt zu bekleiden, sowie des kirchlichen Wahlrechtes, in schweren Fällen auch des Rechtes der Tauspatenschaft verlustig zu erklären“, und Paragraph 12: „Solche Kirchenglieder sind vom hl. Abendmahl zurückzuweisen, wenn dieselben als unfähig angesehen werden müssen, die Gnadengabe im Segen und ohne Aergernis der Gemeinde zu empfangen.“

In solchen Mischehen ist übrigens der katholische Teil in größter Gefahr, seinen Glauben ganz zu verlieren. Das geht mit aller Deutlichkeit aus einem Artikel des Westfälischen (protestantischen) Pfarrerblasses zu Anfang dieses Jahres hervor, wo es heißt: „Hat der katholische Bräutigam einer evangelischen Braut evangelische Kindererziehung versprochen, so wirke man dahin, daß der Bräutigam evangelisch wird und den Austritt aus der katholischen Kirche gerichtlich vollzieht... In Mischehen mit katholischer Mutter ist dem Vater rechtzeitig das Gewissen zu schärfen und eventuell auch die katholische Mutter zum Uebertritt zur evangelischen Kirche zu bringen.“ Und wenn dieser Tage durch die Zeitungen die Meldung lief, daß in Baden allein in den letzten 25 Jahren 8587 Personen aus der kathol. Kirche ausgetreten sind, so kommen zweifellos die meisten auf das Konto der in derartigen Mischehen selbstverständlichen Louheit und Gleichgültigkeit des kathol. Teiles. — Die Kinder aus solchen Mischehen sind der kath. Kirche nicht nur verloren, sondern werden natur- und erfahrungsgemäß häufig ihre schroffsten Gegner. Wie groß ihre Zahl in Deutschland allein ist, haben unsere Bischöfe festgestellt: jährlich sind über 100 000, in Berlin, Brandenburg und Sachsen allein rund 75 Prozent aller Mischehenkinder, in Holland (nach einem Bericht der „Frankfurter Zeitung“ vom vorigen Jahre) ebenfalls die Mehrzahl der katholischen Kirche verloren. Und nicht nur ihr sind solche Kinder verloren, sondern zum Teil sogar dem Christentum: so wurden nach einer Statistik des Königreichs Württemberg im Jahre 1910 von Kindern aus Mischehen nicht getauft 388, im Jahre 1912 rund 300. Soll da die Kirche Sympathie für die Mischehen haben können?

Aber es bedarf nicht einmal direkter Anfeindung, um uns auf irgendwelchem Gebiete, einmal dem religiösen, der Ideale zu entkleiden, es genügt, wenn wir ohne fördernde Anregung bleiben. „Entweder muß der Mensch, der etwas leisten will, große Zwecke haben, oder mit großen Menschen umgehen; sonst vergehen seine Kräfte, wie der Magnet die feinsten verliert, wenn er lange nicht nach den Weltedeln gelegen“, sagt Jean Paul mit Recht. Der Mensch assimiliert sich eben seiner Umgebung, und darum:

„Gesell dich einem Bessern zu,

Daß mit ihm deine besser'n Kräfte ringen.

Wer selbst nicht besser ist als du,

Der kann dich auch nicht weiter bringen.“ (Müder.)

Auch der Heiland wählte zum ständigen Verkehr nur

Gleichgesinnte, nur gottbegeisterte, von bestem Streben erfüllte Menschen. Anderen nahte er nur als der gutehirt, der die Verlorenen sucht, denn das war sein Beruf, wie er selbst (Matth. 9, 13) angab: „Ich bin nicht gekommen, die Gerechten zu be-rufen (die hatten es nicht mehr nötig), sondern die Sünder.“ Und auch da suchte er nicht den Umgang jedes beliebigen Sünders, sondern nur derer, die aus Schwäche gefallen, oder die nun sich mühen zu retten, was noch zu retten war. — In solchen Fällen dürfen und sollen auch wir uns den Sündern nahest, einzig und allein in der gottgefälligen Absicht, sie auf dem rechten Weg zurückzuführen. Aber täuschen wir uns nicht! Nur dann sind wir dazu befähigt, wenn wir selbst gefestigt sind in der Wahrheit und der Tugend, wenn wir frei von allen irdischen Nebenmotiven nur dieses eine große Ziel verfolgen: als Apostel selbstlos zu wirken für Gott und unbezahlbare unsterbliche Seelen. Nicht jeder ist dazu berufen, wie auch die Apostel es erst dann vermochten, als sie den hl. Geist empfangen und nur, mit seiner Kraft gestärkt und seinem Geist geleitet, das große Werk begannen. Nicht allzuvielen ist es vollends ver-lieben, wie dem heiligmäßigen Bischof Wittmann von Regens-burg († 1833), ohne Schaden für das eigene Seelenleben sogar die Stätten des Lasters aufzusuchen und den am tiefsten gesunkenen Schichten Führer auf einen besseren Weg zu werden. Zwingen uns aber der bittere Kampf ums tägliche Brot, die Bande des Blutes und unabänderliche Verhältnisse, unter Menschen zu leben und zu wohnen, die uns nicht fördern, sondern hemmen, die sinnen nicht auf unseren Schutz, sondern unseren Sturz — nie-mals werden wir uns dann wacker halten, wenn nicht Gebet uns Waffe, Demut — Stärke, Vorsicht — Schild und Schirm und Schutz allein nützt bald als Schwäche, Ohnmacht sich erweisen. Denn „keine Kohle ist so glühend, daß sie nicht erlischt, wenn sie mit Wasser übergossen wird, und kein Mensch ist so tugendhaft, daß er nicht verdorben werden kann, wenn er sich verderbten Menschen zugesellt.“ (Binz. v. Paul.)

„Er nimmt sich der Sünder an und ist mit ihnen!“ Wie ist dies trostreich für uns Sünder, die wir sonst nicht wagen dürften, ihm zu nahen! Wie weckt dies Freude uns und mutige Zuversicht! Was wäre ohne dies aus uns bis jetzt geworden! Was müßte aus uns werden, wenn er nicht stets uns speiste an seinem Tische mit dem „Himmelsbrot“! P.

Menschenliebe

O laß dein Herz dir fremde bleiben,
Das dir des Lebens wirres Treiben
In buntem Wechsel zugeführt.
In jedem tritt dein Gott dir nahe,
Damit er deinen Gruß empfahet,
Wenn seine Nähe dich berührt.

Wie alt ist das Tischgebet?

Das Gebet über die Speisen ist so alt wie die Welt, so verbreitet wie das Menschengeschlecht. „Wenn Du issest und satt wirst“, sagt das Gesetz Moses, „so segne den Herrn.“ Getreu dieser göttlichen Vorschrift beobachteten die Juden bei Tische die folgenden Zeremonien. Der Hausvater sprach, umgeben von seinen Kindern: „Gefegnet sei der Herr unser Gott, dessen Güte allem Fleische die Speise gibt.“ Dann nahm er mit der rechten Hand einen Becher mit Wein, segnete ihn und sprach: „Gefegnet sei der Herr unser Gott, der die Rebe erschaffen hat.“ Er kostete davon zuerst und reichte ihn dann allen Gästen, welche gleichfalls davon kosteten. Dann kam die Segnung des Brotes. Der Familienvater hielt es, wie es war, mit beiden Händen und sprach: „Gelobt und gefegnet sei der Herr unser Gott, der das Brot der Erde eintommen hat.“ Alsdann erst begann die Mahlzeit. Und wenn man den Wein wechselte oder neue Gerichte brachte, so fanden besondere Segnungen statt, so daß jede Speise gereinigt und geweiht war. Nach beendetem Mahle sang man ein Lob- und Danklied.

Alle diese Gebräuche sind um so ehrenwürdiger, als sie vom Sohne Gottes selber bestätigt worden sind. Nichts zeigt ihre Wichtigkeit besser. Was tut der anbetungswürdige Lehrer des Menschengeschlechts beim letzten Abendmahl, wo er das Osterlamm mit seinen Jüngern isst? Was tut er, wenn er nach dem Abendmahle mit seinen Jüngern das Lob- und Danklied singt? Er richtet sich treulich nach den Gebräuchen des heiligen Volkes. Er nimmt den Becher, segnet ihn und gibt ihn einem Gaste. Bei wie vielen anderen Umständen sehen wir das ewige Vorbild des Menschen beten, ehe es Speise nimmt oder darreicht! „Er bricht die Brote, teilt die kleinen Fische und verteilt sie unter das Volk. Nachdem er die fünf Brote und die zwei Fische genommen, erhebt er die Augen zum Himmel und segnet sie.“ Alle diese Ausdrücke zeigen nach den Vätern die Segnung der Speisen an. Das Fleisch gewordene Wort hat das getan, um uns zu lehren, daß wir nie essen sollen, ohne zu segnen und Dank zu sagen.

Ist es überraschend, daß wir die Segnung des Tisches bei den ersten Christen finden? Waren die Beispiele des Gottmenschen nicht die Richtschnur ihres Verhaltens? Erinnerten nicht auch die Apostel sie daran? „Bei uns“, sagt Polydor Virgil, „besteht der Gebrauch, den Tisch vor dem Essen zu segnen; es geschieht nach dem Beispiele unseres Herrn. Das Evangelium berichtet, daß er sich nach diesem Gebrauche richtete, als er in der Wüste die fünf Brote und in Emmaus den Tisch der zwei Jünger segnete.“ Und Tertullian: „Das Gebet beginnt und endigt das Mahl.“ Man könnte ferner den hl. Chrysostomus, den hl. Hieronymus, Origenes, die lateinischen und griechischen Väter anführen. Wir besitzen

nach die Gebete der ersten Christen vor und nach Tische in herrlichen Worten des großen Dichters Prudentius.

Diese Nieder nach dem Mahle sind ein Beweis mehr für die Pünktlichkeit, womit unsere Ahnen sich nach dem Beispiele Jesu richteten, gleich wie er selber sich nach dem Gebrauche der alten Juden und diese wiederum nach den Vorschriften Gottes richteten. Wir haben sie auch in ungebundener Redeform: vor dem Mahle: „O segne Du, der Du allem, was atmet, die Speise gibst, die Speisen, welche wir genießen wollen. Du hast gesagt, daß, wenn wir etwas Vergiftetes trinken, es uns nicht schaden werde, wenn wir Deinen Namen anrufen; denn Du bist allmächtig. Entferne daher von diesen Speisen alles Böse und Schädliche, was sie enthalten.“ — Nach dem Mahle: „Gefegnet seist Du, Herr unser Gott, der Du uns von unserer Kindheit an und mit uns alles, was atmet, genährt hast. Erfülle unsere Herzen mit Freude, damit wir reich sein mögen an guten Werken aller Art, durch Jesum Christum, unsern Herrn, welchem sei mit Dir und dem hl. Geiste Herrlichkeit, Ehre und Macht. Amen.“ Diese uralten Gebetsformeln sind durch die Jahrhunderte gegangen. Abgemindert oder nicht, sind sie bei allen Katholiken bis zu unserer Zeit im Gebrauche geblieben. Ungeachtet ihrer Feindschaft gegen die katholische Kirche haben viele Nichtkatholiken sie beibehalten.

Ueberraschen muß es, daß sich das Tischgebet auch bei heidnischen Völkern findet. Ja, die Römer und Griechen, die ständigen Vorbilder unserer studierenden Jugend, taten treulich das, wessen sich jetzt so viele ihrer Bewunderer schämen. „Nie“, sagt Athenäus, „nahmen die Alten ihre Mahlzeiten ein, ohne die Götter angerufen zu haben.“ Von den Ägyptern insbesondere sagt er: „Hatten sie auf den Tischbetten Platz genommen, so erhoben sie sich, knieten nieder, und der Herr des Mahles oder der Priester begann die überlieferten Gebete, die sie mit ihm sprachen; hierauf begaben sie sich wieder zu Tische.“ — Es ist bekannt, daß die Dankopfer (Libationen) eine überall übliche und sehr oft wiederholte Gebetsform waren. Die Römer z. B. brachten in allen Stunden des Tages Libationen dar! am Morgen, wenn sie aufstanden, am Abend, wenn sie sich zu Bette begaben, jedesmal, wenn sie eine Reise unternahmen, bei den Opfern, bei den Hochzeiten, am Anfang und am Ende der Mahlzeiten. Sie rührten nie ihre Speise eher an, als bis sie einen Teil davon der Gottheit geweiht hatten. Dieser Teil, der vom Gastmahle vorabgenommen wurde, ward auf einen Altar oder in eine Schale gelegt, welche ihn vertrat. Das war ihr Gebet vor und nach Tisch. Bei ihnen waren die Libationen im Anfange und am Ende der Mahlzeiten ebenso häufig im Gebrauche; es fanden dieselben besonderen Gebete beim Wechsel des Weines statt. Man blieb nicht bei einer besonderen Dankagung stehen; es gab eine allgemeine, welche das Mahl schloß und an den Herrn der Völker gerichtet wurde.

Der Gebrauch, die Speisen zu segnen, wurde von den Heiden so geachtet, daß bei ihnen das Sprichwort galt: „Nimm keine Speise, die noch nicht geheiligt ist, aus dem Kessel.“ — „Dies Sprichwort“, sagt Erasmus, „bedeutet: Stürze Dich nicht auf die Speisen, sondern ih erst, nachdem Du die Erstlinge den Göttern geopfert hast.“ — Deshalb weihten die Gäste die Erstlinge den Göttern und bewiesen durch ihre Haltung, daß das Essen für sie etwas Geheimnisvolles und Heiliges war. Selbst die Barbaren ahmten hierin den gebildeten Völkern nach. Die Vandalen ließen bei ihren Mahlen einen durch gewisse Formeln ihren Göttern geweihten Becher herumgehen. In Indien kostete der König von keinem Gericht, das nicht den Göttern geweiht worden war. Ungeachtet der Verschiedenheit der Sitten, der Bildung und der Himmelsstriche hatten die Bewohner der kalten Zone denselben Gebrauch, wie die der heißen Zone. Die alten Litthauer, die Samogiten und andere Barbaren des Nordens riefen die Götter herbei, damit sie ihre Tische heiligten. Zur Winkel ihrer Hütten wurden Hauschlangen unterhalten. An einem gewissen Tage ließ man sie auf einem weißen Tischtuche auf den Tisch kriechen; sie kosteten alle Gerichte und krochen dann wieder in ihr Loch zurück. Die Speisen waren geheiligt und die Barbaren aßen ohne Furcht. Das Segnen des Tisches findet man auch heute noch bei den strenggläubigen Juden. Getreu den Traditionen ihrer Ahnen bewahren die letzteren sogar den Gebrauch mehrerer Gebete während des Mahles. So sprechen sie, wenn Früchte aufgetragen werden: „Gefegnet sei der Herr, unser Gott, der verschiedene Arten von Speisen erschaffen hat.“ So sinnlich auch die jetzigen Völker von Indo-China, von China und von Tibet sind, so machen sie doch keine Ausnahme in dem allgemeinen Gebrauche, der, wir sind davon überzeugt, selbst unter den entartesten Regern Afrikas vorhanden sein wird.

Man sieht aus dem Vorhergehenden, daß das Gebet vor und nach Tisch so alt ist als die Welt, so verbreitet als das Menschengeschlecht. Wenn nun aber das Dasein eines Gesetzes an den Wirkungen erkannt wird, so kann man wohl behaupten, daß das Segnen der Speisen ein Gesetz der Menschheit ist.

Beobachtet man es, so tut man, was das ganze Menschengeschlecht tut. Beobachtet man es nicht, so gleicht man den Wesen, welche nicht zum Menschengeschlecht gehören: man handelt genau so wie — das Tier. —

Kleine Merkwürdigkeiten an jedem katholischen Gotteshause

„Welch schöne Kirche dort in dem kleinen Dörfchen“, sagte ein Reisender in der Bahn zu einem Geistlichen, als sie auf einer Eisenbahnfahrt eben ein schmuckes Dorf passiert hatten.

Das ist die neu in romanischem Stile erbaute Kirche, erwiderte dieser.

„Wirklich herrlich, überhaupt in den letzten Jahrzehnten hat der fromme Sinn und die Kunst viel für die Gotteshäuser getan. In Stadt und Land erheben sich die prächtigen Bauten, Musik und Gesang durchtönen die weiten Hallen.“

„Gewiß, doch jeder katholische Christ sollte eigentlich wissen,

daß schon die Baualanlage einer jeden, auch der ärmsten Kirche, eine tiefe Bedeutung hat.“

„Da bin ich begierig, zu hören“, bemerkte der Reisende, „bitte erklären Sie mir ein wenig davon.“

„Da finden wir“, begann der Geistliche, „an erster Stelle den Altar, den eigentlichen Mittelpunkt des Gotteshauses. Hier wird das Opfer dargebracht, und weil das heilige Messopfer nichts anderes ist, als die unblutige Erneuerung des Kreuzesopfers, so soll auch das Kreuz die Form der Kirche bilden.“

„Von einigen Kirchen weiß ich das“, unterbrach der Reisende, „aber hat denn jede Kirche in ihrem Grundriß die Form des Kreuzes?“

„Gewiß, denken Sie sich, Sie sähen von oben herab auf den Boden der Kirche, so würden Sie sofort die Kreuzesgestalt entdecken. Die Teilungslinie, welche das Chör vom Schiff der Kirche trennt, bildet den Querbalken, die Linie, die Männer und Frauen zur Rechten und Linken scheidet, den unteren Teil des Kreuzes. — So ist in den Grundriß des kleinsten Dorfkirchleins wie des herrlichsten Domes das Kreuz eingezeichnet, uns zum Zeichen, daß kein anderer Name sei, in dem wir selig werden können, als der des Gekreuzigten, uns zur Mahnung, daß Christus der Grund- und Eckstein der ganzen Weltordnung sei, auf dem der Friede und das Heil aller Menschen sich aufbaut.“

„Ein schöner Gedanke, doch sagen Sie mir auch, warum legt man die Kirchen immer von Westen nach Osten, sodaß der Altar immer im Osten steht und der Priester mit dem Gesicht nach Osten schaut, hat das auch eine Bedeutung?“

„Ganz gewiß, im Osten steigt die Sonne auf und beginnt ihren Riesenlauf und spendet Licht und Leben der Welt: so hat Christus, die wahre Sonne der Gerechtigkeit, aus dem Morgenlande, von der Höhe Golgatha, das Licht seiner Gnade und übernatürlichen Leben der ganzen Welt gebracht.“

„Warum baut man aber die Kirchen so hoch und groß?“

„Das Gotteshaus soll an Größe alle übrigen Bauten überragen, denn es ist das Haus des Herrn, der Palast des höchsten Königs; weithin sichtbar soll der heilige Bau sein, denn es ist der Ort, wo Himmel und Erde, Zeit und Ewigkeit sich miteinander verbinden.“

„Auffallend ist mir auch, warum man den Eingang der Kirche, das Portal, so herrlich schmückt, so ist z. B. am Kölner Dom eine ganze Galerie von Heiligen-Figuren am Westportale aufgestellt.“

„Statuen der Heiligen stehen da in langen Reihen, um zu sagen, daß, wenn wir ihnen folgen wollen auf dem Wege der Tugend, sich auch vor uns auftun werden die Tore des himmlischen Jerusalems, durch die wir eingehen zur ewigen Freude. Oft ist auch an dem Portale der Weltensrichter dargestellt, uns zu bedeuten, es werde uns wohlgehen am Tage des Jurnes, wenn wir hier auf Erden als treue Schäflein auf die Stimme des guten Hirten hören.“

Und sehen Sie den schönen herrlichen Turm?

Sein Haupt so stolz, so wunderkühn,
Zum Dichte hoch erhoben,
Wie prangt es in der Sonne Glüh'n,
Wie prangt es sternumwoben!
Die Massen schwinden, staunend blickt
Der Wanderer nach oben;
Er folgt dem Meister hochentzückt,
Kann nicht genug ihn loben!“

„Hinauf die Herzen.“ Nach oben weisen die Türme, wo Christus zur Rechten des Vaters sitzt, immer mahnende Prediger der ewigen Bestimmung des Menschen und des himmlischen Zieles des Christen wollen sie sein.

Auf dem Turm setzt die Kunst zur Krönung das Kreuz. Wie das Kreuz einst dem Konstantin am Himmel lichtumfließen als Zeichen des Sieges erschien, so leuchtet und glänzt es vom Turme als des Glaubens herrliches Symbol, als Siegestrophäe des Christentums, des Sieges, des Glaubens und der erbarmenden Liebe Gottes.

Auf dem Kreuze erhebt sich der Hahn. Der Hahn ist der Herold, der geflügelte Bote des Tages. Der Hahn hält Wache in der Nacht und verkündet durch seinen Ruf das erste Morgenglücken.

So ist der Hahn ein Bild der Wachsamkeit. Seine Stelle auf dem Kreuze will uns sagen: Mit dem Glauben müsse der Christ die Wachsamkeit, das eigene Mitwirken verbinden, nach dem Glauben müsse er leben, die Gefahren für die Tugend und die Gelegenheiten der Sünde meiden, soll auch ihm der ewige Auferstehungsmorgen tagen.“

„Sieh, wie schön“, sagte der Reisende, „habe ich doch bisher nur den Hahn auf dem Kirchturme als Wetterprophet angesehen, der den Leuten weit im Umkreise die Richtung des Windes angeben soll.“

Eben läuft der Schnellzug in den Bahnhof, vor den beiden Reisenden steht das herrliche Münster und eben läuten von einem Turme die prächtigen Glocken. „Auch diese haben ihre Bedeutung“, schloß der Geistliche die Unterhaltung. „Nach der Auffassung der Kirche sind sie gleichsam die Prediger des Herrn, in alle Lande hinaus geht ihr Schall, mahnende Stimmen sind sie aus himmlischen Höhen.“

Ja, die eherne Stimme der Glocke, welche geweiht ist zu ihrem apostolischen Amte, begleitet den Christen treu wie ein Schutzengel von der Taufe bis zum Grabe, während des Tages.

In Verbindung mit der Glocke weist die Uhr des Turmes auf die unaufhaltbare Eile, mit der über allem irdischen Wechsel

die Zeit entsteht und die Ewigkeit herannahet, und es mahnen ihre rastlos kreisenden Reiger, die Zeit gut zu benutzen, um die Ewigkeit des Himmels dafür einzulösen.

Die beiden Herren nahmen Abschied; der Pate aber setzte sich auf eine Bank und schrieb in sein Notizbuch den Inhalt der Unterredung mit folgenden Worten nieder:

„Für eine Ewigkeit des Glückes bist du, o Mensch, bestimmt (Tum); durch Christus, den Erlöser (Kreuz), sollst du sie erreichen in der Kirche (Portal „Kommet alle zu mir“); sei treu besorgt und wachsam für dein Heil (Wahn); heilige die Zeit durch Gebet und Gottesdienst (Glocke); denn flüchtig eilen die Stunden, immer näher führen sie dich dem Grabe (Uhr).“

Der große Tag von Kiegelsheim

Novellette von F. D r a m.

Hell und trocken lag die Dorfstraße da.

Die Sonne eines Junitages schien auf Gerechte und Ungerechte herab. In der Luft wehte der Duft blühender Wiesen, und draußen, in den Fluren, wogte das Korn beim leisesten Hauche hin und her in hohen Wellen, denn das Jahr war ein gutes und versprach üppige Fruchtbarkeit.

Im Dorf war es still, wie es nachmittags zu sein pflegt. Nur die Kinder spielten auf den Gassen und auf den Gartenrainen, der Brunnen plätscherte dazu sein einschlauerndes Lied und sandte seine kühlen Wasser im Doppelstrahl unaufhörlich in den steinernen Trog, aus dem er sich dann als Bächlein weiter ergoß. Wer nicht gerade in die Sonne mußte, der blieb gern im Hause. Die Hunde lagen jenseits der Schattenvierecke der Häuser mitten in der Glut und träumten noch nichts von den tausenden Autos, die bereinst ihre Urenkel von den angestammten Plätzen aufschrecken würden, denn man schrieb erst eines der Jahre nach dem großen Kriege. Nicht einmal der Pfiff einer Eisenbahn drang von Stunden weit in das Idyll von Kiegelsheim herüber.

Es ging auch so.

Um die kleine Kirche blähten die Linden und schwirrten die Bienen. Die Bienen klopften an die klaren Fenster und guckten hinein in das helle saubere Heiligtum. Und manchmal schossen die Schwalben auch hinein durch eine zerbrochene Scheibe, pfeilschnell und zischend um den Altar und wieder hinaus. Niemand nahm daran Anstoß; es gehörte zu der Werktagsmesse, zur Sonntagspredigt und zum Sommer.

Es war ein ruhiges Dorf, nicht reich und nicht arm, wo man im Winter die Kälte als Gottesgabe annahm und im Sommer die Hitze, wie das Leben und das Sterben — wo man nicht besser und nicht schlechter war, als es die Menschen in natürlichen Verhältnissen zu sein pflegen.

Neben der Kirche leuchtete das Pfarrhaus über all die Wohnungen der weißen und schwarzen Schäflein herüber; ein altmodisches Pfarrhaus mit einem hohen Haubendache, hell getüncht mit braunen Fensterrahmen und mit einem gerade so altmodischen Garten, auf dessen Rabatten die Stachelbeeren reiften und die Stockrosen düfteten. Alle die bunten Sommerblumen wucherten in der Sommerfreudigkeit der Zeit vor der Sonnenwende.

Der Bewohner des friedlichen Hauses stand aus seinem leberbezogenen Großvaterfessel auf, dehnte sich und rief sich die Augen, die in die helle Sonnenglut hinausstarrten. Er hatte sich ein Schlässchen geleistet, denn der Herr Pastor Hilarius Soltmann war kein Jüngling mehr, und ein Verfehlung in das Filialdorf mitten durch die schattenlose Glut über dem holprigen Landweg macht müde.

Aber der ungewohnte Schlaf wollte nicht recht bezaugen. So ging Herr Hilarius Soltmann denn zu der nordwärts gelegenen Sommerstube, öffnete leise das Fenster, das seine noch ältere Schwester tagsüber sorglich gegen die Hitze geschlossen zu halten pflegte, und lebte sich hinaus. Wachte es auch warm sein: der Geruch der frischgemähten Wiese und der Zentifolien aus dem Garten, ja, das war echter, rechter Sommer, ein Sommer, unter dem der Städter stöhnt und der Bauer lacht.

Ob sie denn in diesem Jahre zufrieden waren in all den engen und weiten Stuben da unten? Auf der einen Seite lag das aristokratische Viertel von Kiegelsheim. Die da wohnten, waren alle tüchtige Bauern, mit ordentlichen Kuhställen und geräumigen Hofplätzen. Aber drüben, nach dem Berg hinauf, sah es schon windiger aus. Und da — gerade gegenüber, unter dem schönsten Lindenbaum, stand die kleinste und wind-schiefe Hütte von Kiegelsheim, und drinnen wohnte der Schandfleder von Kiegelsheim, die Förstergret mit ihrem bösen Buben.

Wenn die anderen am Kapberge und in dem Kapenloch auch nicht immer gerade die löblichste Lebensführung hatten und manches Holz in ihre Döfen steckten, das oben in dem Walde über ihrem Berge nicht für sie gewachsen und nicht für sie verborret war, und Sommer wie Winter trotz Schonzeit und Waldhüter manchen Hasen- und Rehbraten aßen: betteln brauchte doch keiner zu gehen. Aber die Gret ging betteln, ganz öffentlich und ohne jeden Umschweif.

Am Mittwoch und Samstag war im nächsten Marktflecken offizieller Betteltag. Schon am frühen Morgen legten sich die Bewohner die Kupferstücke zurecht, die sie an den anderen Wochentagen angesammelt hatten, oder man wechselte sich im Laden so viel Silbergrößen ein, als man für seine Kunden bedurfte, zwei oder gar drei, wenn es hoch kam und man zu den oberen Zehn gehörte. Denn schon zeitig zogen sie zu dem Geschäft aus den Dörfern, die Stiefkinder des Glücks, um ihren Tribut in Empfang zu nehmen; die ganz Alten drei Pfennige, die anderen mußten sich mit zweien begnügen, und manchmal auch mit trockenem Brot, Fett und Kaffeesatz. Man betete im Hausflur sein Vater Unser, laut genug, daß sie es in der Stube und in der Küche hören konnten. Die Gennersdorfer Möhn sei da, oder die Susanne mit dem Wackelkopf. Und dann wartete man auf seine Rente — denn man hatte nun den reichen Leuten etwas getan und gegeben, was sie nur sehr unvollkommen wiedervergeben konnten. So vollzog sich das Geschäft am Betteltag zur beiderseitigen, mäßigen Zu-

friedenheit und immer unter vollkommener Voraussetzung und gewöhnlichem „Bergel's Gott“.

Der Pastor Hilarius Soltmann kannte all die alten und mittelalterlichen Weisheiten wohl, die von dieser Seite der Gegend über die große Straße her am Betteltag dem Flecken zustrebten. Verwittert von der Sonne des Sommers und den Stürmen des Winters, in der schlechtesten Handwerksmontur, selbst zur heißesten Zeit mit allerhand Fegen und Lächern von ausgeblühter und gänzlich unbestimmter Farbe umwickelt.

Barock sie alle durchpassiert, so sperrte auch die Gret ihre magere Biege aus dem halbverfallenen Ziegenstall in die Stube ein — deren Boden schlimmer aussah als die Landstraße draußen, die doch öfter vom Regen blankgewaschen wurde. Oder bei gutem Wetter band sie sie mit einem unzählige Male zusammengeknöteten Strick an einen Nagel auf dem nächsten Grassied fest und wanderte von dannen. Sie brauchte weder sich zu beeilen, noch irgend etwas zuzuschließen. Für das erste war ihr Geschäft zu geregelt. Und noch niemals war es vorgekommen, daß irgend jemand ihre Wohnung betreten hätte. Die schlimmsten Bauernjungen von Kiegelsheim fürchteten den Umkreis dieses Hauses, selbst wenn der Förstermichel, der Grette ungeratener Schlingel, selten tagsüber dort zu finden war, sondern seine Ausbildung im Schlängenlegen, Korbfliegen, Kaninchenfangen, Stiefelschleiden und Stehlen meistens auswärts betrieb.

Der Förstergret war im Laufe ihres Lebens eine solche Häßlichkeit als Schuhmantel zuteil geworden, wie man sie selten erblickt. Wenn sie mit ihren rotgeränderten Triefaugen die Kinder blöde anblinzelte, so hielten selbst die besten nicht Stand, und die furchtbarsten rannten schreiend von dannen. Die Gret aber zog mit vergnüglichem Grinsen fürbaß ihren Geschäftswegen nach, denn sie war nicht dumm und liebte ihre Arbeit.

Herr Hilarius Soltmann seufzte. Schon manches Leid hatte seine Schwester, die Jungfer Agnes, an die Gret schenken müssen, wenn sie auch meinte, daß es noch viel zu gut sei, um in der Hütte unter dem mächtigen Lindenbaum zu verkaufen. Und manches Stück Geld war schon mit einer eindringlichen Ermahnung in die Hand der Gret gewandert, wenn sie in dem blau getünchten Flur des Pfarrhauses stand, gegenüber dem schönen Marienbilde, unter dem Jungfer Agnes das kleine Delsämpchen mit so liebevoller Sorgfalt unterhielt; manches Fäns- und Besen-groschenstück, von dem die fleißige Schwester wußte, daß es viel besser an anderer Stelle für des Herrn Bruders Wohl Geltung haben sollte und Nutzen.

Ja, Nutzen! Es nutzte wirklich nicht viel, weder das Geld noch die guten Worte. Am nächsten Betteltag schlich sich die Besenke doch zu irgend einer Zeit, wenn sie vermeinte, vom Pfarrhaus nicht gesehen zu werden, auf den gewohnten Gang, und Jungfer Agnes hatte den Triumph: „Die will es ja gar nicht anders! Der ist mit einem geeigneten Kerze nicht zu helfen! Und du hättest dein Geld auch für andere Sachen notwendig, wahrhaftig. Wenn ich deinen Sonntagsrock nur ansehe und . . .“

Hier pflegte der wackere Herr auszukneifen und so gut in sein Studio zu entfliehen, wie nur je sein würdiger Vater vor den Gärtnern predigten seiner schwächeren Hälfte entflohen war. Denn so wenig sich auch Jungfer Agnes in sein geistliches Amt einmischen durfte und wollte, so vollkommen stand er in häuslichen Dingen unter dem schwesterlichen sanften Pantoffel.

Der Lindenbaum drüben leuchtete heute so wunderschön mit seinen tausend gelblichen, duftenden Blüten in der klaren Sommerluft über dem winzigen löcherigen Gartenhäuschen, kein Wunder, daß schon manch ein Maler es samt seiner wunderlichen Bewohnerin für einen besseren Fund erachtet hatte, als alle die säuberlichen fadengeraden Bauernhäuser drüben mit den stattlichen Mistplätzen. Mancher wollte sich dann auch mit der brennartigen Bettlerin unterhalten, ohne aber von ihrem Blatzdeutsch mehr zu verstehen, daß man von der guten Luft, mit der die Anknüpfung meistens begann, nicht leben könne.

Ja, die Förstergret verstand ihr Geschäft mit allen Feinheiten, die bei jeder Kunst vorhanden sind. Und so hatte sich der Pfarrer von Kiegelsheim beinahe das Wundern über sie abgewöhnt, wie die andern Leute auch — höchstens, daß er sich manchmal in philosophischen Stunden die Frage aufwarf, ob sie überhaupt einmal jung gewesen sei, und wie der Mann ausgesehen haben könne, dem dieses Wesen nicht zu abschreckend gewesen war, um sie an den Altar zu führen. Denn sie konnte Anspruch auf den Frauennamen machen, so gut wie die beste Bauersfrau im Dorfe. Nur daß jedermann das vergessen zu haben schien, und schon die kleinsten Kinder von der Förstergret sprachen und sich vor der Förstergret fürchteten . . .

Die Stimme der Jungfer Agnes unterbrach den Pastor in den Betrachtungen, mit denen er sich an diesem sonnigen Tage aus dem Dämmer seiner Schlafbesangenheit zu erwecken suchte.

„Herr Bruder, Herr Bruder! Hilarius! Wo steckst du denn? . . . Hat der Mann wirklich das Fenster offen und läßt mir alle Hitze ins Haus!“

Der Pastor schloß schnell die Flügel und befestigte sie mit einem altmodischen Verschluss durch eine quergeschobene Latte.

„Wolltest du mir etwas sagen, liebe Agnes?“ frug er mit mildestem Lächeln.

„Schnell, schnell, komm doch mal herüber!“

Er schritt in sein südlich gelegenes Winterstudio und trat dann in das höchst einfach eingerichtete Wohnzimmer, in dem Jungfer Agnes ganz nahe bei ihrer Küche hauste.

„Sie stand am Fenster. „Gud mal: ein Wagen!“

„Ja, ein Wagen. Es wird der Doktor sein unten aus der Stadt . . . oder der Notar.“

„Nein, die fahren einspännig. Und da und da . . . o mein, da ist wahrhaftig ein rigeroter Sonnenschirm! Nicht wahr?“

„Es scheint so,“ bestätigte der Bruder lächelnd.

„O mein, o mein! So etwas habe ich aber mein Lebtage noch nicht gesehen!“

(Fortsetzung folgt.)

Luftschiff zerstört!

Zusammenstoß eines Luftschiffes mit einem Flieger

Wien, 20. Juni.

Heute vormittag explodierte in der Nähe von Schwedat das Militär-Luftschiff „Korling“ in 70 Meter Höhe. Sämtliche Insassen: 1 Hauptmann, 5 Leutnants, 2 Piloten sind tot. Das Luftschiff soll mit einem Zeppelin-Zweidecker zusammengeknallt sein, der ebenfalls abstürzte.

Neue Steuern?

Schon wieder sind die Steuermänner an der Arbeit; jeder der seinen Kopf hat eine neue Steuer. Am meisten sind derzeit die Konsumsteuern beliebt, denn sie „geben Geld“, ohne daß man es merkt. In Wirklichkeit ist es freilich ganz anders; man merkt es auch hier. Aber die neuen Steuern, die für neue Steuern resp. Monopole arbeiten, sind Gegner der Steuern, die gerade vorgelegt sind. Wie man sich auch stellen mag, Tatsache ist: Unter allen Steuern, welche das Reich erhebt, wird keine so leicht getragen, wie die Einnahme aus den Lotterien und Wetten, die sich auf 50 Millionen Mark im Jahre 1914 belaufen werden; keiner Steuer kann man sich leichter entziehen; keine empfindet der Steuerzahler so wenig. Darum lag es recht nahe, bei weiterer Verdrängung des Reichs auf diesem Gebiete zu halten, zumal es Bedarf an ungefähren Millionen, die in Werten umgewandelt werden, die der Besteuerung entziehen. So kam der Gedanke des Kennwertsteuers in die Budgetkommission des Reichstages und aus dieser in das Reichstagsparlament. Der im Mai vorgelegte Entwurf ist durch den Schluß des Reichstages erledigt; aber er wird wiederkommen, so sehr auch der Reichstag sich dagegen sträubt. Er mag mit vielen seinen Bedenken sehr im Rechte sein; aber gegen welche neuen Steuern gibt es keine Bedenken? Die Besteuerung ist ein Übel, das schon ungemein viele Familien ruiniert hat, das sich tief in unser Volkseleben eingegraben hat, das die Lebensfähigkeit abtötet. In manchen Städten wird geradezu wahnwütig vom Schutze der Steuer als gewettet; kein Stand schließt sich aus. Wie wichtig vom Schutze der Steuer ist, der heutige Zustand darf nicht mehr länger so man sich auch stellen mag; der heutige Zustand darf nicht mehr länger so weiter geben. Herr Dr. Krenn geht dies auch an, er fordert als Heilmittel die Abschaffung des Totalsteuers, ein ganz wirkungsloses Heilmittel, das die heimlichen Steuern im In- und Auslande erst recht großzügig macht, das die heimlichen Steuern im In- und Auslande erst recht großzügig macht, das die heimlichen Steuern im In- und Auslande erst recht großzügig macht.

Eine Jodsteuer im alten Sinne des Wortes soll nicht geschaffen werden, insofern, als man die Einnahmen aus den Kennwerten nur ganz bestimmten Zwecken zuführt. Wer im weiteren Sinne des Wortes ist, jede neue Steuer eine Jodsteuer, indem sie dazu dient, bestimmte Ziele zu erreichen; würden solche Ziele nicht erreicht werden, käme weder die Steuer vor, noch würde der Reichstag neue Einnahmen bewilligen. So war es seit Beginn des Reiches, und so wird es stets sein; alle im Jahre 1913 beschlossenen Steuern sind Jodsteuern zur Durchführung der Militärreform; geben sie höhere Einnahmen, so fließen sie für andere Zwecke; kommt die Schätzung nicht auf, gibt es neue Steuern zu dem Zwecke, den Fehlbetrag zu besetzen. So besteht stets zwischen Ausgaben und Einnahmen eine Wechselbeziehung, die sogar in jedem einzelnen Falle so weit geht, daß man die Höhe der neu zu schaffenden Einnahmen nach der Höhe der neu beschlossenen Ausgaben festsetzt, und das Ganze bricht man Ordnung im Reichshaushalt. Darum mußte der Bundesrat mit der Beschlusseinschließung und der Abweisung der Jodsteuer vorläufig einbringen zu dem Zwecke, um für die Ausgaben die Einnahmen zu schaffen. So geschah es mit dem Kennwertsteuergesetz, und so geschieht es immer. Das „Zündgeld aus den Kennwerten“ dient sehr nützlichen und notwendigen Zwecken und fließt besser in die Reichskasse als in die Hände, welche es jetzt speist. Das ist keine Anerkennung des Gesetzes, daß der gute Zweck auch das schlechte Mittel heiligt; denn das Gesetz ist nicht immer und nicht bei jedermann die höchste aller Prinzipien und nicht stets unumstößlich. Die näheren Umstände sind entscheidend, aber ist das stillschweigende Kauflassen das größte Übel und die Regulierung durch die Bundesrat das kleinere Übel. In solchen Fragen aber muß der Gesetzgeber schon aufpassen, wenn er an die Stelle des größeren Übels das kleinere setzen kann, da ein anderer Weg sich nicht zeigt. Das Kennwertgesetz ist als kleines Übel im Reine annehmbar.

Herr Dr. Krenn will aber einen anderen Weg gehen und eine neue „kleine Finanzreform“ haben; denn er schreibt: „Es sind nicht nur Beamtenbesoldung und Altersrenten, die Mittel erfordern; die Herabsetzung der Invalidenrente vom 70. auf das 66. Jahr und die weitere Erhöhung der Rentenbesätze sind dringender geboten. Abschaffung des Totalsteuers und Uebernahme der Zuschüsse für die Landesversicherungsanstalt aus Reich treuen noch hinzu. Eine kleine Finanzreform wird sich wieder nötig erweisen. Die so lange verprochene Herabsetzung der Bundessteuer, die Herabsetzung der Grundbesitzsteuern oder noch besser deren Wiederherstellung sind auch nicht dauernd abzuweisen. Man mache ganze Arbeit und erschaffe eine Steuerquelle, die große und steigende Einnahmen für das Reich bringt, und deren Einnahmen nur die Kosten ihrer Einführung erhöht. Es ist dies das Bigarettenmonopol.“ Was er hier fordert, ist schon eine recht große Finanzreform mit vollen Konsequenzen; man darf nur einmal zusammenstellen, was diese Vorschläge im einzelnen bedeuten, dann kommt man auf folgende Summen:

	Millionen M.
1. Beamtenbesoldung	10
2. Altersrenten	15
3. Altersrente mit 65 Jahren	10
4. Erhöhung der Rentenbesätze auf 300 M.	40
5. Abschaffung des Totalsteuers	7
6. Zuschuß für die Landesversicherungsanstalt	7
7. Herabsetzung der Bundessteuer	30
8. Aufhebung der Umsatzsteuer	40
Insgesamt	169

Rund 170 Millionen Mark neue Steuern sind keine kleine Finanzreform mehr, sondern schon eine sehr große. Man kann den immer gleich mit einer halben oder einer ganzen Milliarde Mark neuer Steuern rechnen! Man ist es ja in der Budgetkommission des Reichstages gewohnt, mit Millionen hin und Millionen her zu werfen, aber ihre Auswirkung belästigt sich nicht so einfach. Das deutsche Volk hat heute ein Recht darauf, daß es von jeder Finanzreform verfrachtet bleibt, sei sie groß oder klein. Noch ist die erste Rate vom Weizenbeitrag nicht bezahlt, nur die ersten 1200 Millionen Mark nicht aufgenommen werden, und das in den nächsten drei Jahren herangekommene Sparmaßnahme muß; noch ist die Vermögensumschuldensteuer nicht einmal in Kraft getreten und schon wieder neue Finanzreformen; das hält das deutsche Volk und das deutsche Erwerbsleben einfach nicht aus, trotz aller schönen Berechnungen auf dem Papier. Gewiß kann man sich aus einem Bigarettenmonopol 160 oder gar 230 Millionen Mark Ertrag herausrechnen, und man kann nachweisen, daß diese Summe aufkommen muß. Aber eine steuerliche Ruhepause ist trotzdem geboten; nicht man von den Neubelastungen infolge der Angelegenheitenversicherung und Reichsversicherungsordnung auch ganz ab, so werden aufgelegt: 1909 insgesamt 450 Millionen Mark, 1911: 40 Millionen Mark (Wettzuwachssteuer), 1912: 20 Millionen Mark (Wettzuwachs des Branntweinmonopols), 1913: 180 Millionen Mark und 1200 Millionen Mark Weizenbeitrag. 1914 ist wirklich das erste Jahr, in dem keine neue Steuer — das heißt, man kann einfügen — beschaffen werden ist. Darum mögen das Reichstagsparlament und der Bundesrat auch sagen: Ruhe ist die erste Maßnahme!

Aus Wiesbaden Stadtverordnetenversammlung

Wiesbaden, 19. Juni.

Die heutige Sitzung fand unter dem Zeichen der Einführung der — völligen Sonntagsruhe. Nur die Freisinnigen sind noch Gegner derselben; einzelne Fortschrittssinnige gedenken wohl den Handlungsschritten den freien Tag, reklamieren aber für die Prinzipale das „Recht auf Arbeit“ an Sonn- und Feiertagen. Die völlige Sonntagsruhe wird kommen. Man fürchtet die Folgen des „reinigenden Gewitters“ bei den nächsten Stadtratswahlen, und deswegen wird mancher Vertreter der 3. Klasse schon aus „Zweckmäßigkeitsgründen“ für die Sonntagsruhe stimmen wollen. So oder so, die Hauptsache ist, daß sie kommt.

Den Vorsitz in heutiger Sitzung führte Justizrat Siebert; anwesend sind 37 Mitglieder des Kollegiums. Punkt 1 betrifft die Bewilligung von

51800 Mark!

für die Veränderung des Schillerbades und den Einbau einer Zentralheizungsanlage in der Volkshalle an der Lehrstraße. Der Antrag wird debattenlos angenommen. Wie wir den Ausführungen des Referenten, Stadtverordn. Demmer, entnehmen, plant die Stadt die Anlage der Zentralheizungsanlagen für alle Volkshallen. Damit kann man sich nur einverstanden erklären; auch damit, daß mit dem Bau ein etwas rascheres Tempo soll eingeschlagen werden — alle Jahre eine Schule ist etwas wenig, wenn man in Betracht zieht, daß noch 7 Schulhäuser die Annehmlichkeit einer Zentralheizung entbehren. — Stadtverordn. Fink referiert über die Vornahme baulicher Veränderungen im

Kädt. Realgymnasium.

Es handelt sich dabei u. a. um ein Physikzimmer, die Verlegung des Direktorzimmers und die Erweiterung einer Halle zur Unterbringung von Fahrrädern seitens der Schüler. Kostenpunkt 8000 Mark. Der Betrag wird debattenlos bewilligt. — Um den Umbau der Kädt. Straßenbahnwagen in eigener Werkstätte vornehmen zu können, plant die Stadt eine Erweiterung der

Straßenbahnbetriebsstätte.

Lehrstraße. Es handelt sich um eine Vergrößerung der Werkstätte, Einführung einer Dampfheizung usw. Kostenpunkt 28500 M. Referent: Stadtverordn. Schwan. — Für Renovationsarbeiten im neuen Rathaus werden 3200 Mark angefordert und bewilligt (Referent: Stadtverordn. Danjoh). — Der Einbau einer Zentralheizungsanlage in der

Schule Kaffelstraße

veranschlagt 20 200 Mark. Nachzubewilligen sind heute 4200 Mark, welches debattenlos geschieht. — Ein Baubewilligungsgesuch des Gärtners A. Eby betr. Errichtung eines Gärtnerwohnhauses im Distrikt Sankt Born findet die Zustimmung der Versammlung. — Eine lebhaftere Debatte zeitigte das gleiche Gesuch des Schlossers F. B. Sohn. D. bezieht im Distrikt „Winter Unterhoben“ eine Werkstätte, die er zum Selbstgebrauch in ein sogenanntes Gärtnerwohnhaus umbauen will; er bittet hierfür um die Genehmigung dazu. Der Magistrat hat das Gesuch befristet, der Bauauschuss mit 4 gegen 4 Stimmen abgelehnt. Für die Genehmigung sprechenden Stadtverordn. Ureici, Danjoh und der Berichterstatter Fildner; dagegen: v. Ed und Arbeitersekretär Müller. Das Gesuch wird genehmigt. — Genehmigt wird auch die Uebertragung der Refektäre in Höhe von

327729 Mark!

aus dem Jahre 1913 auf das Rechnungsjahr 1914. — Der Entwurf zu einer Gewerbe-Realsteuer für die Stadtgemeinde Wiesbaden wird für heute zurückgezogen und noch einmal dem Finanz-ausschuss überwiesen. — Dem Verlaufe einer kleinen Grundstücks-illade (24 qm) wird zugestimmt. — Gegen die Anstellung des Präparators Burger aus Berlin bei dem Kädt. Naturhistor. Museum war nichts zu erinnern. — Die Jahresrechnungen der Zweigvereinigungen für das Jahr 1912 werden genehmigt. — Die endgültige Genehmigung des Disziplinarstatuts über die Vermehrung der

unbesoldeten Stadtratsstellen

von 10 auf 12 wird mit 20 gegen 15 Stimmen erteilt. Gegen den Antrag stimmten die Freisinnigen und Sozialdemokraten; letztere mit der Begründung: weil die Vermehrung nicht das Ergebnis einer Arbeitsüberlastung, sondern als Frucht einer Wahlhilfe anzusehen sei. Sie behalten sich vor, einen Antrag einbringen, der dahin geht, daß Magistratsmitglieder keine künftigen Arbeiten übernehmen dürfen. Man kann sich damit einverstanden erklären, sofern diese Klausel auch auf die Mitglieder des Stadtverordnetenkollegiums ausgedehnt wird. Auch Wohnungszugewinnungen sind hier in Betracht zu ziehen. — Eine Eingabe der „Kommission zur Erreichung völliger Sonntagsruhe“ um Einführung der

völligen Sonntagsruhe

im Handelsgewerbe zeitigte eine längere Debatte. Von der Eingabe wird Kenntnis gegeben, worauf Stadtverordn. Fink die Bitte auspricht: man möge doch jetzt einmal sich ernsthaft mit der Frage der Sonntagsruhe befassen. Viele müßten kommen, alles bränge darnach. Bürgermeister Travers wünscht die Eingabe einer gemischten Kommission übertragen zu sehen. Stadtverordn. v. Dreifing: Ueber die Sonntagsruhe ist schon viel gesprochen worden; die Sache ist spruchreif. Stadtverordn. Glücklich: Es ist wirklich Zeit, daß die Sonntagsruhe kommt. Nicht Stillstand, sondern Fortschritt wollen wir. Der Hauptsache der jetzigen Sonntagsarbeit liegt in der Trennung der Arbeitsstunden. Die Mehrzahl der selbständigen Kaufleute wünscht die völlige Sonntagsruhe. — Stadtverordn. Gerhardt: Gegen die Sonntagsruhe werden nur Scheingründe vorgebracht; er fordert Ueberweisung der Eingabe an die sozialpolitische Kommission. Stadtv. Presenius ist für Ueberweisung an eine gemischte Kommission. Stadtverordn. v. Ed macht darauf aufmerksam, daß es sich in der Eingabe um eine Erweiterung der bestehenden Sonntagsruhe handelt; in erster Linie habe sich der Magistrat mit der Frage zu beschäftigen. Gegen die Erweiterung der Sonntagsruhe spricht Stadtverordn. Wolff: Wiesbaden könnte als Badeort die völlige Sonntagsruhe nicht ertragen. Es bedeuete dies eine schwere wirtschaftliche Schädigung. Er fordert seine Freunde von der bisherigen Linie (die Sozialdemokraten) auf, bei ihren Freunden dahin wirken zu wollen, daß man auch in Mainz die völlige Sonntagsruhe einführe. Wenn eine Sonntagsruhe, dann die „englische“ — wo alles ruhe, auch die Kellner. — Stadtverordn. Baumach: Was in Frankfurt und Leipzig möglich sei, die völlige Sonntagsruhe, müsse auch in Wiesbaden zu erreichen sein. Beide Städte haben einen viel größeren Verkehr als Wiesbaden. Lassen Sie uns doch einmal heute im Prinzip über die Einführung der völligen Sonntagsruhe abstimmen; eine Mehrheit ist dafür da. Es scheint, als ob uns Deutschen die Wohlthat immer erst durch die Vieltheilung müssen aufgedrängt werden.

Stadtverordn. Whil. Müller spricht für die Sonntagsruhe und weist die Wolff'schen Angriffe gegen die Konsumvereine zurück. — Stadtverordn. Born: Wir sind für die Sonntagsruhe, sofern die Ausnahmefälle für einzelne Gewerbe bestehen bleiben. — Stadtv. Ochs: Die völlige Sonntagsruhe ist nur noch eine Frage der Zeit; die Sonntagsruhe ist nicht nur beabsichtigt, sondern notwendig. Wenn der Mann 6 Tage gearbeitet hat, so ist der 7. freie Tag eine Wohlthat. — Stadtv. Kattwasser vermischt die Klarheit in der Frage der Sonntagsruhe. Die Entscheidung über die Einführung der völligen Sonntagsruhe hat nur die selbständige Kaufmannschaft zu treffen. Stadtv. Demmer: Die Frage der Sonntagsruhe ist nicht nur Sache der Prinzipale,

sondern mehr noch der Gehilfenschaft. — Damit schließt die Diskussion. — Die Versammlung stimmt mit großer Majorität der Erweiterung der jetzt bestehenden Sonntagsruhe zu und überweist die Angelegenheit einer gemischten Kommission, bestehend aus 3 Magistratsmitgliedern und 6 Stadtverordneten. — In die Kommission werden seitens des Stadtverordnetenkollegiums gewählt: v. Dreifing, Gerhardt, Glücklich, Mar Müller und Wolff.

Die Kaiserparade auf dem Großen Sand

Wie in den letzten 16 Jahren, so wird auch diesmal der Kaiser am Freitag, 21. August, in hergebrachter Weise die große Truppenübung des 18. Armee-Korps auf dem Großen Sande abnehmen, und zwar wird die Truppenparade eine der größten werden, die in Mainz stattgefunden haben. Voraussichtlich werden an der Truppenparade teilnehmen: der Stab der 21. Division (Frankfurt a. M.), die 21. Infanteriebrigade, die Regimenter Nr. 87 und 88, der Stab der 42. Infanteriebrigade, das Füsilier-Regiment Nr. 80 (Wiesbaden), das Inf.-Reg. Nr. 81 (Frankfurt), der Stab der 25. Division, der Stab der 49. Inf.-Brig., das Inf.-Reg. Nr. 115 (Frankfurt), das Inf.-Reg. Nr. 116 (Wiesbaden), der Stab der 65. Inf.-Brigade, das Inf.-Reg. Nr. 117, das Inf.-Reg. 118 (Worms), der Stab der 21. Kav.-Brig., das Drag.-Reg. Nr. 6, das Ulanen-Reg. Nr. 6 (Hanau), der Stab der 21. Feldart.-Brig., das Feldart.-Reg. 27 (Mainz und Wiesbaden), das Feldart.-Reg. Nr. 63 (Mainz und Frankfurt), das Fußart.-Regiment (Brandenburg) Nr. 3 und die 2. Pionier-Inspektion, das Kommando des 18. Armee-Korps (Frankfurt), die Pionier-Bat. Nr. 21 und 23, sowie das 2. Bataillon des Fußart.-Reg. Nr. 18.

Kinderbewahranstalt

Nach dem Jahresbericht für 1913 der Kinderbewahranstalt zu Wiesbaden betrug die Zahl der Heflinge 513, und zwar: a) Tageskinder, das sind solche, die tagsüber eine Heimstätte in der Anstalt finden und abends wieder nach Hause entlassen werden: 273; b) Hauskinder, das sind solche, die in der Anstalt, welche ihnen das Elternhaus ersetzt, wohnen: 240. Den Kindergarten besuchten 103 Tageskinder (50 Knaben, 53 Mädchen) im Alter von 3–6 Jahren. Die Abrechnung für Schulbesuchende betrug 89 Kinder (57 Knaben, 32 Mädchen) im Alter von 6–14 Jahren; hierzu kommen 81 Kinder (44 Knaben, 37 Mädchen), die auf Kosten des Wiesbadener Vereins für Speisung bedürftiger Kinder am Mittagsstisch teilnehmen. Im Durchschnitt waren täglich anwesend 97 Kinder (27886 Besuche an 290 Heftagen). Der Bestand an Hauskindern betrug am 1. April 1913: 130 Kinder (91 Knaben, 39 Mädchen, davon 35 kath., 95 evang.). Im Laufe des Jahres traten ein: 110 Kinder (70 Knaben, 40 Mädchen, davon 31 kath., 79 evang.). Es traten aus: 127 Kinder (83 Knaben, 44 Mädchen, davon 39 kath., 88 evang.). Am 31. März 1914 betrug demnach die Zahl der Hauskinder noch 113 (78 Knaben, 35 Mädchen, davon 27 kath., 86 evang.). Die Zahl der Hefetage belief sich auf 45320, davon 38483 auf Kosten der Kädt. Armenverwaltung, 4899 auf Kosten des Zentralmorgens, 497 auf Kosten der Bürgervereine, 1441 auf Kosten von Privaten und Vereinen. Der Gesundheitszustand der Kinder war auch in diesem Jahre im Ganzen gut. 1 Kind machte längere Zeit in der Augenheilkunde an der Kellerei, wo auch andere mit Augenleiden behaftete Kinder vorübergehend behandelt wurden, versetzt werden. 2 Knaben und 1 Mädchen fanden der Kellerei des Kellerei zu Kreuznach auf 4 Wochen zu einer Sanatorium dorthin; 1 Knabe und 1 Mädchen wurden vom Verein für Arbeitsbeschäftigung in sein Heim in der Mozartstraße aufgenommen und nach einer längeren Behandlung bedeutend gebessert entlassen, 2 Knaben fandte der Verein für Sommerpflege zu einer ähnlichen Art nach Orb. Im Vorstand gab es keine Veränderung.

Verein Wiesbadener Presse

In der letzten Monatsversammlung des Vereins Wiesbadener Presse S. V. gedachte der Vorsitzende, Schriftsteller W. Jacoby, vor Eintritt in die Tagesordnung in einem Nachruf des verstorbenen Mitglieds am Wiesbadener Ernst Bertram, der dem Verein lange Jahre als Mitglied angehört. Durch einen plötzlichen Tod ist Ernst Bertram unerwartet seinem Beruf, seiner Familie und seinen Freunden entzogen worden in der Höhe seiner Kräfte, aber doch schon seit langem von einem inneren Leiden ergriffen. Im engeren Kreise der Journalisten hat sich der Verstorbene immer besonders wohl gefühlt. Dank seines nie verlassenden Humors und seiner Geselligkeit war er stets ein gern gesellter Kamerad, dessen Hinscheiden aufrichtig betrauert wird. Als Vertreter für die am Samstag beginnenden Verhandlungen der Hauptversammlung des Reichsverbandes der deutschen Presse in Leipzig wurde Schriftsteller W. Jacoby bestimmt.

Statistische Aufnahmen

Eine statistische Aufnahme der Vorräte von Getreide und Erzeugnissen der Getreidemüllerei findet am 1. Juli 1914 im Deutschen Reich statt. In Betracht kommen dafür hauptsächlich Mägen, Lebensmittel-fabriken, Bäckereien, Kolonialwarenhandlungen und große landwirtschaftliche Betriebe. Die Aufnahme erstreckt sich auf alle in der Nacht vom 30. Juni auf 1. Juli vorhandenen Vorräte. Die Angaben werden nur zum Zwecke der amtlichen Statistik verwendet. Ein Einbringen in die Einkommens- und Vermögensverhältnisse ist ausgeschlossen, da die Abgabepapiere in einem geschlossenen Verzeichnis zurückgegeben und nicht an das Kgl. Preuss. Statist. Amt weiterverfördert werden. Unrichtige Ausfüllung der Abgabepapiere oder Auslassung von Angaben kann nach dem betreffenden Gesetz durch Geldstrafe bestraft werden. Die Abgabepapiere werden in den nächsten Tagen durch das statistische Amt verteilt und vom 2. Juli ab wieder eingesammelt werden.

Verpflichtungsamt

Nach dem Berliner Abkommen zwischen Ärzten und Krankenkassen muß ein Ausnahmefall der Krankenversicherung, sogenannter Zulassungs-ausnahmefall, gewählt werden, und zwar zur Hälfte von Vertretern der Ärzte und zur Hälfte von Vertretern der Kasse. Dieser Zulassungs-ausnahmefall im Bezirk des hiesigen Versicherungsamtes ist gebildet aus dem Schriftführer Adolf Holzhauser, dem Sekretär O. Pöfer und dem Landrat Franz Streim als Vertretern der Kassen, sowie den Ärzten Dr. Althaus, Dr. Müller und Sanitätsrat Dr. Bach als Vertretern der Ärztschaft. — Der Ausnahmefall trat am Dienstag zu seiner ersten Sitzung zusammen. Er wählte zu seinem Vorsitzenden den Sekretär O. Pöfer; dann wurde über die Zulassung der in das Arztregister eingetragenen Ärzte beraten und die Zulassung aller mit Ausnahme von zwei zur Kostenparität beschlossen.

Militärlauben

Es ist anzuerkennen, daß unsere Militärbehörde mit dem Urlaubsgeld nicht knauser. Gern gestattet sie den Truppenangehörigen, die nicht allzuweit von der Garnison dahin sind, daß sie am Sonntag einen Abnehmer nach Hause machen dürfen, befindet aber die rechtzeitige Wiederkehr am Sonntagabend. Leider macht die Militärbehörde die Erfahrung häufiger Urlaubssäuberlichkeiten. Die jungen, in ihrem Charakter, noch nicht geformten Soldaten, haben am Sonntagabend wirklich die Absicht, nach der nächsten Station zu gehen, um in die Garnison zurückzukehren, begegnen unterwegs einem Trupp früherer Kameraden, lassen sich überreden und kehren zu einem Abschiedsschoppen noch einmal ein, wobei dann gar oft die Rückkehr zum Regiment völlig veräußert wird. Die Kameraden bleiben nicht aus. Es sollten daher alle Angehörigen von dem dem Soldatenstand angehörigen Personen darauf bedacht sein, dahin zu wirken, daß Urlauber rechtzeitig in ihre Garnison zurückkehren. Eine Ueberführung des jungen Mannes an den vorrätigen Eilenbahnzug durch einen zuverlässigen Angehörigen kann unter Umständen nur empfohlen werden.

Sommerfest

Das Ortsfest der christlichen Gewerkschaften Wiesbadens veranstaltet am morgigen Sonntag auf dem Hülberg ein Sommerfest. Für Unterhaltung der Besucher ist Sorge getragen. Näheres im Anzeigenteil.

Die Trottoirverunreinigung durch Hunde

Vor noch nicht langer Zeit wurde von dem höchsten preussischen Gerichtshof, dem Kammergericht, ein Urteil gefällt, das zu der Frage Erlaube nimmt, ob sich die Hundebesitzer strafbar machen, wenn sie

ihren Hund die Verunreinigung der Bürgersteige gestatten. Die Straßenpolizeiordnung in Berlin enthält eine Vorschrift, welche allgemein vorschreibt, daß die öffentlichen Straßen nicht verunreinigt werden dürfen. Der Kaufmann B. ging mit seinem Hund, den er an einer Leine führte, durch die Straße, deren Bürgersteig der Hund, ohne daß B. dies zu verhindern suchte, verunreinigte. Als ein Schutzmann ihn wegen der Verunreinigung des Bürgersteigs zur Rede stellte, vertat B. den Standpunkt, der Hund brauche sich seinen Jungs anzutun, da für ihre Steuern gezahlt würden. Auf die erhaltene Anzeige verurteilte die Strafkammer B. auf Grund der erwähnten Vorschrift wegen der Verunreinigung des Bürgersteigs durch den Hund zu einer Geldstrafe von 10 Mark, erachtete die in Frage kommende Vorschrift für gültig und nahm an, daß B. den Hund mit Hilfe der Leine hätte veranlassen sollen und können, die Verunreinigung von dem Bürgersteig fernzubalten und den Hund am Laufen zu hindern. Diese Entscheidung wurde durch Revision beim Kammergericht an und beantragte keine Freisprechung; die Polizeiverordnung, meinte er, sei zu allgemein gehalten, beziehe sich auch auf den Hund und sei somit unzulässig. Die Revision jedoch wurde als unbegründet zurückgewiesen. Die in Rede stehende Polizeiverordnung finde — so führte das Gericht in seiner Begründung aus — ihre Grundlage in § 6 b des Polizeiverwaltungsgesetzes vom 11. März 1850, welcher noch über §§ 10, 11, 17 des Allgemeinen Landrechts hinausgehe, und es der Polizei zur Pflicht mache, für Ordnung, Sicherheit und Leichtigkeit des Verkehrs auf öffentlichen Straßen, Wegen und Plätzen zu sorgen. Die Polizeiverordnung gelte allerdings für die ganze Stadt, d. h. sowohl für den Bürgersteig, als auch für den Fahrdamm. Doch sei es nicht rechtskräftig, wenn die Strafkammer an die Reinlichkeit des Bürgersteigs größere Anforderungen stelle, als an die Reinlichkeit des Fahrdamms, welcher für Pferde und andere Tiere bestimmt sei. Es bliebe also bei 10 Mark Geldstrafe.

Vorlicht bei Abgabe von Gegenständen für Mitbewohner

Ein 30 bis 40 Jahre alter, mittelgroßer Mann mit blondem Schnurrbart und braunem Anzug, anscheinend ein Weißhändler, schädigt augenblicklich durch folgenden Trick Personen. Er erscheint mit einem kleinen Paket an einer Wohnungstür und bittet das Paket, das für einen Mitbewohner im Hause bestimmt sei, abzunehmen, da der Empfänger nicht anwesend sei. In vielen Fällen tat man dem Mitbewohner zuliebe die Gefälligkeit und legte zwei bis drei Mark vor, denn so viel kostete das Paket. In dem Paket war meist nur ein Notizbuch enthalten. Wenn sich die freundlichen Hausbewohner dann an den Empfänger wandten, so wurden sie belehrt, daß sie ihr Geld einem Schwindler gegeben hätten.

Strafkammer

Anfangs dieses Jahres erschien im „Wiesbadener Tagblatt“ ein Artikel aus Marienberg (Westerbau), der sich mit dortigen Verhältnissen befaßte, und in dem u. a. gesagt wurde, daß sich die Beamten des dortigen Landratsamtes in Abwesenheit des Landrats die Befugnisse ihres Vorgesetzten annehmen, wodurch die Beamten ein Hochgefühl bekommen würden, was sie leicht zu Uebertreibungen geneigt machen könnte. Der Artikel, der den Oberstaatsanwalt A. Dr. Rette in Marienberg zum Verfasser hatte, fand seine Grundlage in Vorkommen, die gelegentlich der Feier von Kaisers Geburtstag. In Marienberg ist es seit Jahren üblich, diesen Tag durch ein Festessen zu begehen, zu dem sich seit der Donationsreform eingeladen hatten, an deren Spitze der Landrat des Kreises. Der neue Bürgermeister von Marienberg Stausand wollte dieses Festessen nun auf breiterer Grundlage unter starker Heranziehung der Bürgerchaft schaffen und plante deshalb den Erlaß eines Inzerats in der kreisamtlichen „Westfälischen Zeitung“. Das Landratsamt, das hiervon Kenntnis erlangte, brachte bei dem Verleger der genannten Zeitung, Ebner, den Wunsch zum Ausdruck, man möchte dieses Inzerat vor der Drucklegung vorzeigen, da es gegen den Landrat sich richte. Der Verleger kam dem nach und soll nun, wie Rette in dem Artikel im „Wiesbadener Tagblatt“ weiter behauptet, von dem Kreissekretär Geibel dadurch zur Befriedigung des Inzerats demogen worden sein, daß dieser ihm zu verstehen gab, man könne die amtlichen Bekanntmachungen auch im nahen Dachsenburg aufgeben. Weil Rette dieses Gebahren, das übrigens Geibel und Ebner Freitag in Worte stellten, mit Vergewaltigung, verheerender Drohung, unehrlustiger Ausübung der Dienstgewalt bezeichnet und in Beziehung auf Geibel von Unterschlagungen usw. gesprochen, stand er vor der Wiesbadener Strafkammer, die auf 50 M. Geldstrafe und Publikation erkannte. — Der Maler Krümmel aus Wiesbaden, der sich ein halbes Jahr hindurch der Bettelvermittlung schuldig machte, wurde von der Strafkammer zu 3 Tagen Gefängnis und 75 M. Geldstrafe verurteilt. — Der Preisgehilfe Anton Hoffmann von Niederlahnstein muß wegen eines fittlichen Vergehens bei einem Kinde 9 Monate Gefängnis abtun.

Die kaum 15jährige Marie Hellerbach aus Heimbach hat sich der Minderjährigkeit entzogen und durch den Tagelöhner Hoff aus Döck nach Luxemburg entführen lassen. Die Hellerbach erhielt 5 Tage Gefängnis, Hoff 5 Monate. Die Angehörigen der D. wurden wegen Mithilfe zu 10 Tagen Gefängnis bzw. 50 Mark Geldstrafe verurteilt.

Schwurgericht

Wider den Landwirt Peter Sed. jun. aus Eisenbach wird am Mittwoch, 1. Juli, wegen Totschlags vor dem Schwurgericht verhandelt.

Handelsregister

Im das Handelsregister Nr. 1821 wurde die Firma: Heinrich Kombs, Spezialfabrik für Metallarbeiten und Polituren zu Wiesbaden und als deren alleinigen Inhaber Fabrikant Heinrich Kombs zu Wiesbaden eingetragen worden.

Theater, Kunst, Wissenschaft

Königliche Schauspiele

* Wiesbaden, 20. Juni. Zum 75. Male: „Krieg im Frieden“, Lustspiel in 5 Akten von W. von Moser und Franz von Schöthan.

Nach dem schwer verdaulichen „Einsamen Weg“ von Hermann Bahr und der gänzlich unverständlichen „Gale“ von Gustav Wied hat das Lustspiel dem Publikum nunmehr ein harmloses, vollkommen gift- und humorfreies Knusperchen vorgesetzt, auf das auch die schwächsten Magen mild reagieren, dem höchsten der Vorwurf einer gewissen Alltägigkeit gemacht werden könnte. Die Darstellbarkeit macht Schule; im Residenztheater zeigt sie sich — im „Häufigkeit“ und „Beiden-keiner“ stark vertreten, und unter neu einkubierter Scham ist so über alle Beschreibung harmlos, daß wir fast fürchten, dieses Verabfolgungsmittel, das die Intendanz den erschrockenen Zuschauern bot, könne in ein Schlafmittel ausarten. Unnötige Sorge, denn das Haus zeigte sich so aufgeräumt wie jemals. Es liegt überhaupt keine Möglichkeit vor, ein hohes Wort über das Stückchen zu sagen, dessen absolute Anforderungslosigkeit entwirrt; die nicht ungeschickte Situationskomik, einige gut getratene Typen und eine Anzahl ganz lustige Einfälle stimmen sogar froh und dankbar. Man kann diese alten Sachen mit einem gewissen Vergnügen genießen, weil sie einfach sind und ihr Humor gesund ist. Die Bemühungen, das Publikum besser zu stimmen, sind noch nicht geistlos, die Ueberraschungen und Ueberrückstellungen unserer modernen Schwankbühnen noch unbekannt, deren Stücke oft den Eindruck machen, als hätten die Verfasser wie die Pferde gearbeitet, um soviel Unikum zusammenzutragen und solche Verwicklungen zuzugeben und wieder auseinander zu bringen.

Hr. Schröder als Alka hatte Erfolg, weckte aber durch ihr etwas gemachtes Wesen auch Widerpruch. Die übliche Sentimentalität, mit der die heimlich verheiratete Gesellschaftsleiterin Alka fast belacht ist, wachte Frau Bahrmer nicht zu neutralisieren, wozu ihr Partner, Herr Schwab, der einen gar zu weichen Stab hat auf die Bühne stellte, freilich auch zu wenig anregte. Ausgesprochen war Herr Lehmann als würdiger Onkel und Herr Herrmann, dem die dankbare Rolle des Reis-Reisenden auf den schlanken Leib geschrieben scheint. Elegant und mit liebenswürdigem Ernst spielte Herr Albert seinen Adjutanten. Hr.

Residenztheater

Gastspiel des Trianon-Theaters in Berlin unter Leitung von Hans Junkermann.

In den letzten Tagen wurde irgendwo von ernsthafter Seite auf die Gefahren hingewiesen, die dem deutschen Volkessinn und der deutschen Kultur insgesamt von Berlin und dem Berliner Theater drohen, und daran die Mahnung geknüpft, das deutsche Volk solle sich vor dem „Berliner Theater“ hüten, aber Berlin solle mehr deutsches Wesen wieder annehmen und zur Weltung bringen. Daß diese Mahnung zuerst noch keine Früchte gezeitigt

hat, beweisen auch die Gastspiele des Berliner Trianon-Theaters, die gestern im Residenztheater ihren Anfang nahmen: beide auf den Spielplan gestellte Stücke sind Uebersetzungen französischer Lustspiele. Der gestrige erste Gastspielabend brachte das von Monéy-Con und Rancey verfasste Lustspiel „La part du feu“, das in der deutschen Uebersetzung den in etwa unübersetzbaren Titel trägt: „Wenn Frauen reisen“. Das Lustspiel gehört zu denen, die ohne literarische Reaktionen, lediglich die Absicht haben, die Theaterbesucher ein paar Stunden zu unterhalten und ihnen ein behagliches Lachen zu entlocken. Dies ist ihm auch am gestrigen Abend in ausgiebiger Weise gelungen; das leider nicht genügend belebte Haus kam aus dem Lachen nicht heraus und amüsierte sich aufs Beste. Diesen starken äußeren Erfolg verbannt das Stück neben der vorzüglichen Darstellung der grandiosen Situationskomik, die die Stärke der meisten französischen Schwanke ist. Dabei wollen wir aber nicht verschweigen, daß der Vielerlei auch der Schattenseite der französischen Theaterstücke nicht entbehrt. Der Inhalt kann nicht anders als trivial und jeder ernsten sittlichen Auffassung bar bezeichnet werden. Dies ist bedauerlich. Dabei kann nicht als Entschuldigung geltend gemacht werden, daß die Dinge heutzutage so liegen, daß sich das Theater dem unbedingten Dienste der Sitte und Moral entziehen, und die Vergnügungslust des Publikums das geistige Niveau der Darbietungen auf den Tiefstand der Trivialität und des Tölpel-Tangluthums herabgedrückt hat. Die Kunst ist nicht dazu da, in diese Richtung hinabgezogen zu werden oder gar selbst hinabzuziehen, anstatt dem Publikum die Wege aufzuweisen zu weisen, und muß denn auf jenen Teil der Menschheit, die im Theater nur das Vergnügen sucht, auf jeden Fall Rücksicht genommen werden? Die Familienväter mögen vielfach nicht mehr, die Eltern in Premieren zu führen, damit der Geist, welcher aus den meisten Aufführungen weht — ich spreche dabei nicht vom Residenztheater, auf das dieser Vorwurf nicht zutrifft —, nicht in ihr Heim bringe, dieser Damm die Atmosphäre in ihrer Familie nicht verpeste. Darauf hinzuwirken, ist Pflicht erster Art und geschieht wahrlich nicht aus Verlangen nach einer Bühne, auf der in naiver Weise Moral gepredigt wird, sondern aus dem Bestreben heraus, das Niveau der Bühne zu heben und Trivialität aus den der Kunst geweihten Räumen zu entfernen.

Die Aufführung, die unter dem Regiezeichen von Hans Junkermann stand, war hervorragend und das Gesamtspiel geradezu unübertrefflich. Hans Junkermann ist in Wiesbaden kein Unbekannter. Er gehörte der Bühne des alten Residenztheaters als geschätzter Künstler an. Im neuen Residenztheater, das jetzt an der Stelle, wo er einst als Einjähriger sein Köhlein tummelte, steht, erlirte er gestern nicht allein durch seine Regiekunst, sondern auch durch sein erstklassiges Spiel als Graf Roger de Chantenay. Er spielte diesen leidenschaftlichen und stets auf Abenteuer ausgehenden jungen Chentay mit liebenswürdiger Bonhomie aus und entlockte durch sein routiniertes Spiel. Nun würdig zur Seite stand Julia Serda als seine Gattin Winette, die nicht allein durch die Eleganz ihrer Rollen, sondern auch durch das liebenswürdige und lebendige Spiel, die Herzen der Zuschauer in ihren Fesseln zog. Frit Spiro als stets zur Abreise mahnender Aufst. Jules Rognette, wirkte zwerghaftlich, Hans Stod. erntete als der seinen Eifer engagierende Sekretär Tanneron durch seine verblüffende Unverfrorenheit reichen Beifall. Eine hervorragende Leistung bot auch Olga Limburg als Denise Holland. Das Ehepaar Montigny-Marlotte fand in Ella Marshall und Alexander Lehmann eine gute Verstärkung. Mit den übrigen Rollen fanden sich Ida Weiß, Lotte Spiro, Andresen, Grete Nordberg, Werner Sedemann und Gustav Meyerhofer zur vollsten Zufriedenheit ab.

Bermischtes

Der „Hohenpollernkanal“

Ueber den Großschiffahrtsweg Berlin-Stettin, der von nun an den Namen „Hohenpollernkanal“ tragen wird und am 17. Juni in Gegenwart des Kaisers dem Verkehr übergeben wurde, schreibt man aus technischen Kreisen der „Schif. Volksztg.“:

„Der Großschiffahrtsweg Berlin-Stettin stellt im Urteil aller Sachverständigen ein ungleiches Meisterwerk deutscher Kanalbaukunst dar. Mit seiner Vollendung hat das deutsche Wasserstraßennetz einen mächtigen Schritt vorwärts getan, der insbesondere für den Seehafen Stettin sehr bald die günstigsten Folgen zeitigen wird. Die Länge der neuen Wasserstraße von ihrem Beginn an der neuen Schleuse in Blöhensee bei Berlin bis zu ihrer Einmündung in die Oder beläuft sich auf rund 100 Kilometer. Sie benutzt zum Teil vorhandene Verbindungen und verbindet sich zunächst nach Norden bis Liebenwalde, von da an Überswalde vorbei, von Westen nach Osten zur Oder bei Hohenpollern. Der Bau des Großschiffahrtsweges zeigt die erstaunlichen Fortschritte der Wasserbautechnik seit den Zeiten des Finow-Kanals. Während dieser in Anpassung an das Gelände nicht weniger als 17 Schleusen erforderte, genügt dem Hohenpollernkanal zwei einfache Schleusen und eine Schleusentreppe, ein System von vier aneinander anschließenden Schleusen. Von den überaus lebendigen technischen Einzelheiten dieser multitalentigen neuen Wasserstraße seien die folgenden hervorgehoben: Zunächst die 700 Zentner schweren Überswalder Sicherheitstore, die in zwei Minuten gehoben oder gesenkt werden können. Sie sind als senkrechte Düstore ausgebildet, die durch Gegengewichte in den seitlichen Türmen nahezu ausgeglichen sind. Gleichzeitig sind die Sicherheitstore, die den Namen Wassertore tragen, mit Chausseebreden in Verbindung gebracht worden. Als technisches Wunderwerk muß jener Teil des Kanals betrachtet werden, der die Berlin-Stettiner Eisenbahn überquert. Und nicht nur die Eisenbahn wird von der Kanalanlage überquert, sondern sogar ein ganzes Flußtal. Die Radebe wird von dem Kanal auf einem 1 Kilometer langen 28 Meter hohen Damm gekreuzt. Den Mittelpunkt der technischen Leistung bildet die Schleusentreppe von Nieder-Finow. Viermal steigen sich hier die Schiffe in die von 9 Meter hohen steilen Wänden eingeschlossenen Schleusenammern, um mit dem Verschwinden des Wassers in den „Sporbeden“ jedesmal 9 Meter zu sinken. Bestunbewusst ist, wie sich dies Verfahren ohne den geringsten Kraftaufwand abspielt. Später wird sich an dieser Stelle zur Unterstützung des Schleusenbetriebs noch ein Hebewerk befinden, das in stunde 600 Tonnen-Röhre 36 Meter mit Maschinenkraft zu heben. Von Hohenpollern ab mündet der eine Arm der Schiffahrtstraße in die Stromober, der andere in den erweiterten Borksluftkanal. Im Interesse der Sicherheit der Sohle und der Wände des Kanals ist das höchstmögliche der Fahrtgeschwindigkeit auf 6 Kilometer in der Stunde festgelegt worden, die in keinem Falle überschritten werden darf. Für die Versorgung Berlins mit Holz und Getreide aus dem Osten Deutschlands und aus den Ostseeländern, umgekehrt für die Ausfuhr der Berliner Industrie, bedeutet die Fertigstellung des Großschiffahrtsweges eine gewaltige Erleichterung und Verbesserung, wie sich denn auch zuverlässig der Durchgangsverkehr zwischen der unteren Oder und Elbe ungemein heben wird.“

Gegen den häufigen Wechsel der Schulbücher

Die ungeliebte Last in unserem Kulturleben macht sich auch auf geistige Gebiete geltend in dem auffällig raschen Wechsel der Schulbücher. Jene Zeiten, in der ein Schulbuch von älteren Geschwistern auf jüngere überging oder gar von den Eltern auf die Kinder, sind endgültig vorüber. Wie der Schulbücherwechsel heute stattfindet, ist er ungesund, ja direkt schädlich. Für den Schüler ist es ein Nachteil, wenn er ein Buch inmitten des Studiums wechseln muß. Läßt sich das beim Uebergange an andere gleichartige Schulen nicht vermeiden, so sollte dieser Wechsel doch auf das Allernotwendigste beschränkt werden. Buchhändler, Eltern, Lehrer und Schüler führen über diesen zu häufigen Wechsel berechtigten Klagen, und so ist es zu verstehen, daß die Unterrichtsbehörden mehrfach Verfügungen gegen den Wechsel der Schulbücher erlassen haben, die aber von keiner gründlichen Verringerung begleitet worden sind. Dieser Wechsel wird durch unvorsichtige Anschaffung, Neubearbeitung, Veränderung und Neuaufgaben von Büchern bewirkt. Den Buchhändler ersucht durch diesen allzu großen Wechsel der meiste Schaden, und sie schämen ihn in den drei letzten Jahren in Preußen allein auf etwa 1 Million Mark. Der Schaden der Eltern ist natürlich noch größer. — Nun hat der preussische Unterrichtsminister am 31. Oktober 1913 angeordnet, daß diesem unerwünschten Uebelstande gesteuert werde. Solange jedoch der Satz jenes Erlasses bestehen bleibt: „Im allgemeinen ist es erwünscht, daß die Schüler einer Klasse bei eingeführten Lehrbüchern die gleiche Auflage und bei der Schrift-

stellerlektüre die gleiche Ausgabe benutzen“, wird kaum Abhilfe eintreten. So ist es zu verstehen, daß der „Verein der deutschen Sortimentsbuchhändler“ eine allgemeine Petition an die Unterrichtsministerien von Deutschland, Österreich und der Schweiz beschloß, um gegen den häufigen Wechsel und die damit verbundene Schädigung der Eltern und Sortimentsbuchhandlungen einzuwirken. Sehr richtig heißt es am Schlusse der Eingabe, daß in den Zeiten schwerer wirtschaftlicher Bedrängnis, zumal für den Mittelstand und linderreiche Familien, endlich eine sortimentäre willkürliche Schädigung beseitigt werden müsse. Die Buchhändler haben ihre Aspiration in die Öffentlichkeit genommen und die Eltern ersucht, durch Unterzeichnung von Eingaben das Unterrichtsministerium gleichfalls um Abhilfe zu ersuchen. Dessen wird dieser neue Schritt nicht ohne wirksamen Erfolg sein.

* Unangenehm. Gelegentlich der Schulfest einer höheren Mädchenschule wird auch das — ausschließlich aus Damen bestehende — Lehrerinnenkollegium im Restorationszimmer photographiert. Als die Bilder fertig, ergibt sich zum Schrecken der Vorsteherin und zum Jubel aller Schülerinnen, daß über den Köpfen der Damen eine an der Wand befindliche Tabelle mit auf das Bild gekommen ist, auf welcher in großen Buchstaben zu lesen ist: „Unsere Gipsflanzent“.

* Koschast. Birt: „Die letzte Weinernte ist uns leider zu Wasser geworden.“ — Fremder (das Weinglas abnehmend): „Ja, das schmeckt man.“

* Verständnissinnig. Dienstmädchen (für sich): „Was lang' ich nun an? Da schreibt mir mein Schatz, ich soll ihm einen recht freundlichen Brief schreiben und nun — ist gar keine Wurst mehr da!“

Literarisches

Alle die einen neuen Wägen und Schicklichen hat zu besetzen durch die Buchhändler der Rheinischen Volkszeitung

* Griechens Reiseleiter (Verlag Albert Goldschmidt, Berlin W. 35): Band 76: „Wiesbaden, Schlagenbad, Langenschwalbach“, 11. Aufl. Mit 2 Karten und einem Panoramabild. 1 M. — Wiesbaden erscheint jedoch in einer von Walter Müller-Waldenburg bearbeiteten Auflage, die durch Ergänzungen und genaue Berücksichtigung aller Veränderungen im Kurort, im Stadtbild, sowie im wirtschaftlichen und künstlerischen Leben der Stadt, ein Führer durch das Schlagenbad von heute geworden ist, der in seiner Frage die Zukunft sich selbst bleibt. So wird u. a. neu berichtet über das städtische Kaiser Friedrich-Bad, die wichtigen Veränderungen im Kurort, im Automobilverkehr und den Taunusbädern, über die neuen Monumentalbauten, Museum und Landesbibliothek, über die Preise in Hotels und Pensionen usw. Die Ordnung des reichen Inhaltes ist geschickt gruppiert, so daß die Orientierung über alle Fragen in denkbar rascher, gründlicher und auch absolut zuverlässiger Weise erfolgen kann. Besondere Berücksichtigung fand auch die Bearbeitung der Kapitel über die Nachbarschaft Schlagenbad und Langenschwalbach. Das beigegebene Kartenmaterial erleichtert die Orientierung aufs Beste. — Band 79: „Die Riviera“, 11. Auflage. Mit 18 Karten. 4 M. — Einen bewährten Führer stellt die, wiederum von Wilhelm Biele auf sorgfältigste neu bearbeitete 11. Auflage des Bandes 79 der bekannten Reise-Sammlung dar. Das Buch, das die gesamte Riviera von Marseille bis Livorno nebst dem anschließenden Hinterland umfaßt, erfüllt in allen Teilen eine zweckmäßige Erweiterung. Alle Wanderungen die Küste entlang oder landein sind unter genauer Angabe von Verkehrsmitteln, Preisen und Schwierigkeiten, mit Hinweis auf das Beachtenswerte, übersichtlich geordnet, angeführt. Insbesondere sind die der Riviera noch wenig bekannten, zum Teil sehr dankbaren Ausflugsziele, empfohlen. Das gründlich revidierte Kartenmaterial unterstützt den Text in zuverlässiger Weise. — Band 140: Abbazia und die Österreichische Riviera. 2. Auflage. Mit 4 Karten. 1.50 M. — Wer gut beraten Abbazia und die Österreichische Riviera besuchen will, der wird in der neuen Auflage obengenannten Buches den besten und zuverlässigsten Führer finden. Alles für einen längeren Aufenthalt in Abbazia Wissenswerte über Hotels, Verkehrswege, Bäder, Vergnügungen usw. ist in übersichtlicher und bei aller Ausführlichkeit doch knapper Form aufgeführt; ferner sind die übrigen Seebäder, wie Grotto, Grotto, Lussinpiccolo (die sich eines stetig wachsenden Zuspruchs von Seiten des deutschen Publikums erfreuen) gleich den Seebädern Hume und Triffl eingehend in dem kleinen Bande behandelt.

Kurhaus zu Wiesbaden.

Sonntag, 21. Juni, 11.30 Uhr: Kochbrunnenkonzert. Leitung: A. Schiering. 1. Was mein Gott will, gescheh' allzeit, Opern. 2. Ouvertüre zur Oper „Das Glück des Gremien“ (A. Weillert). 3. Moment musical (Fr. Schubert). 4. Militär-Marsch (G. Waldeufel). 5. Fantasie aus der Oper „Traviata“ (G. Verdi). 6. Sounds of Vienna, Marsch (F. v. Flon). * 4 Uhr: Gartenfest. * 4 Uhr: Konzert. Leitung: D. Tramer. 1. Ouvertüre zur Oper „Die weiße Dame“ (A. Weillert). 2. Auf der Laguna, Vokalensemble aus der Operette „Café nova“ (B. Linder). 3. Nachts, Marsch (Ch. Anselme). 4. Auf der Wälder, Vokalensemble (A. Weillert). 5. Ouvertüre zu „Der Wälder, Vokalensemble“ (A. Weillert). 6. Klänge der Vergangenheit (B. Linder). 7. Chor und Arie aus der Oper „Roméo und Julia“ (Ch. Anselme). 8. Waldna-Marsch (A. Weillert). 9. Eine 8.30 Uhr: Ballonfahrt der Aeronautein Hr. Rüdiger Paulus. * 6 Uhr: Konzert der Kapelle des 1. Kass. Feldart. Regts. Nr. 27 Dranien. Leitung: Rgl. Obermusikmeister Dietrich. 1. Repertorium mobile, Marsch (F. v. Flon). 2. Ouvertüre zur Oper „Ragmood“ (M. Thomas). 3. Waliers Preislied aus der Oper „Die Hühnerfinger von Nürnberg“ (A. Wagner). 4. Fantasie aus der Oper „Der Bajazzo“ (Leonardello). 5. Weaner Mod' (A. Weillert). 6. Paraphrase über Roméo und Julia an die Heimat (G. Rehl). 7. Fideles, Vokalensemble (Ch. Anselme). 8. Automobil-Marsch aus der Operette „Die Dollarprinzessin“ (Leo Fall). 9. Zwei Lieber ohne Worte: a) Frühlingslied, b) Spätherbst (Ch. Anselme). 5. Zwei Lieber ohne Worte: a) Frühlingslied, b) Spätherbst (Ch. Anselme). 6. Ouvertüre zur Oper „Die lustigen Weiber von Windsor“ (G. Rehl). 7. Finale aus der Oper „Die Regimentstochter“ (G. Rehl). 8. Casanova-Marsch (B. Linder). * 9.30 Uhr: Militär-Konzert der Kapelle des 1. Kass. Feldart. Regts. Nr. 27 Dranien. Leitung: Rgl. Obermusikmeister Dietrich. 1. In Treue fest, Marsch (G. Rehl). 2. Ouvertüre zu dem Trauerspiel „Camot“ (L. v. Beethoven). 3. Germania, Vokalensemble (A. Weillert). 4. Ein Immortellenkranz (A. Weillert). 5. Studentenlied (A. Weillert). 6. Fantasie aus der Oper „Die Hühnerfinger von Nürnberg“ (A. Wagner). 7. Original-Cavatine (A. Weillert). 8. Solo: Herr Müller. 9. Vokalensemble aus der Operette „Brigade“ (A. Weillert). * Montag, 22. Juni, 11 Uhr: Kochbrunnenkonzert. Leitung: Konzertmeister A. Schiering. 1. Ouvertüre zur Oper „Der schwarze Domino“ (D. F. Auber). 2. Vokalensemble aus der Operette „Brigade“ (A. Weillert). 3. Am schönen Rhein geht es hin, Marsch (A. Weillert). 4. Romanza-Mazurka (M. Wieniawski). 5. Vokalensemble aus der Operette „Die Hühnerfinger von Nürnberg“ (A. Wagner). 6. Einzug der Hühnerfinger, Marsch (G. Rehl). * 4 Uhr: Abonnements-Konzert. Leitung: D. Tramer. 1. Weckerhülle und glückliche Fahrt, Ouvertüre (A. Weillert). 2. Prophezie (A. Weillert). 3. Improvisation, C-moll (F. Schubert). 4. Drei spanische Tänze (A. Weillert). 5. Künstlerleben, Vokalensemble (Ch. Anselme). 6. Ballettmusik aus „Columbia“ (A. Weillert). 7. Krönungsmarsch aus der Oper „Der Prophet“ (G. Meyerbeer). * 8 Uhr: Abonnements-Konzert. Leitung: D. Tramer. 1. Fest-Ouvertüre (A. Weillert). 2. Valse brillante (F. Chopin). 3. Zug der Frauen zum Märchen aus der Oper „Lohengrin“ (A. Weillert). 4. Große Ballettmusik aus der Oper „Faust“ (Ch. Anselme). 5. Variationen aus dem Adur-Quartett (L. v. Beethoven). 6. Fantasie aus der Oper „Café nova“ (B. Linder). 7. Galop chromatique (F. Liszt).

Bestellungen auf die Rheinische Volkszeitung werden jederzeit entgegengenommen.